34. Jahrgang 7. Heft 1. April 1922

Pastor bonus

Monatsschrift für kirchliche Wissenschaft und Praxis

herausgegeben von

Franz Hamm

Doktor der Theologie und Staatswirtschaft
Professor der Moraltheologie am Priesterseminar zu Trier

Preis jährlich 24.– Mk.

In der Diözese Trier kann mit Genehmigung des hochwürdigsten Bischöflichen Generalvikariates unter dem 15. September 1921 der Pastor bonus auf Rechnung der Kirchenkasse übernommen werden.

Mit kirchlicher Druckerlaubnis.

Druck und Verlag der Paulinus-Druckerei (G. m. b. H.) Trier

Inhalts-Verzeichnis.

Seite

Aus Briefen des Kardinals Diepenbrock (Herausgegeben von Hermann van Ham, Trier) 261
Die moderne Philosophie und die Seele (Privatdozent Dr. J. P. Steffes, Münster) 273
Vereinfachtes Studium der Väter und der altchristlichen Liturgie (Professor Dr. Christian Schmitt, Coblenz) 280
Die Einsetzung der Sakramentalien (P. Gregor v. Holtum O. S. B., Prag, Abtei Emaus) 281
Liturgie oder Kunst in der Paramentik (Helene Stummel, Kevelaer). . . 284
Sollicitudo pastoralis (Pfarrer Anton Marx, Ursberg [Bayern]) . . . 286
Das amtliche Verzeichnis der anhängigen Selig- und Heiligsprechungsprozesse (Dechant Dr. Ott, Waldhilbersheim) 288
Antisemitismus, Rohling, Ecker und Dinter 289
Mitteilungen: Entscheidungen des Heiligen Stuhles: Pfarrliches Beerdigungsrecht; Verpflichtung des Bischofs zum Brevier; Errichtung des Bistums Eupen-Malmedy; Bischofsernennung in Polen; Vorlage der Regeln oder Satzungen beim Hl. Stuhl; Das zweite Noviziatsjahr (Dr. Franz X. Hecht P. S. M., Limburg) 294
Literarische Mitteilungen: Ueber den Richtungsstreit in der Mystik . . 296
Ueber die „Leidensbraut", der A. Freiin von Krane 297
Bücherschau: Festschrift zum 75jährigen Bestehen des St. Hedwig-Krankenhauses Berlin 1846—1921 — Karrer, Der hl. Ignatius von Loyola, Stifter der Gesellschaft Jesu — Mausbach, Die katholische Moral und ihre Gegner (Professor Dr. Hamm) 298, 299
Micha Joseph bin Gorion „Die ersten Menschen und Tiere" und „Abraham, Isaak und Jakob" — Nikel, Die Pentateuchfrage (Professor Dr. Theis) 300
Rensing, Die Behandlung katholischer deutscher Kirchenlieder — Ritter, Das gelbe Glückwunschbuch — von Pastor, Stiftspropst Dr. Franz Kaufmann (1862—1920) (Professor Dr. Baldus) 300, 301
Delaporte-Arens-Schneider-Reichel, Runen des Lebens — Platzweg-Perger, Betrachtungen über die hl. Messe für Priester und Laien — Rösch, Das Neue Testament (Pfarrer J. J. Roschel). 301
Herwegen, Alte Quellen neuer Kraft (Dr. Ketter) 302
Honnef, Gottesliebe — Dimmler, Das Buch der Weisheit — Felder, Jesus Christus — Schulte, Die Hymnen des Breviers — Adam, Glaube und Glaubenswissenschaft im Katholizismus (P. Raphael Weppelmann O. S. B.) 302, 303
Kentenich, Alt-Trier — Steven, Gott und die Wahrheit (P. W.) . 303, 304
Löhr, Beiträge zur Geschichte des Kölner Dominikanerklosters (P. Severinus M. Kleinenbroich O. P.) 304
Metzler, Der Messnerdienst — Mackes, Ein Staatsbürgerbüchlein (Bistumssekretär Kammer) 305
Schmidt, Gotteslob (E. F.) 305
Burger, Die katholische Hebamme im Dienste der Seelsorge — Monar, Die Lungentuberkulose (Religionslehrer Dr. Wickert) 306
Feuling, Das Wesen des Katholizismus (Dr. Franz X. Hecht, P. S. M.) 306
Briefkasten 306
Inseraten-Anhang

Aus Briefen des Kardinals Diepenbrock.

Herausgegeben von Hermann van Ham, Trier.

II. Aus Briefen der Regensburger Zeit.

An Emilie Linder! Regensburg, 12. XII. 1838.

Ich benutze die Weihnachtssendung meiner Schwester[1]), um Ihnen, verehrte Freundin, ein Buch zu überschicken, das ich Ihnen längst zugedacht hatte. . . . Ich denke, das Buch wird Ihnen Freude machen, es ist eine Sammlung des Besten, was sich in der Literatur von 18 Jahrhunderten an wahrhaft christlichen, Geist und Herz zugleich ansprechenden Briefen vorfindet. Die in der letzten Sammlung sind alle von Sailer[2]) selbst, und das schönste Zeugnis und Bildnis seines innersten Wesens.

Möge diese Lektüre Ihnen Licht, Trost und Ermunterung gewähren, daß Ihr ganzes Leben immer mehr werde, was Sie als seine Bestimmung erkennen: „ein Tag um Tag, Stunde um Stunde vor Gott geschriebener Brief in die Ewigkeit, als dessen Ueberbringerin die Seele selbst am Schlusse bei Gott anlangt und mit offenen Armen aufgenommen wird."

R., 9. I. 1840.

Ich habe Sie, teure Freundin, abermals im Verdacht, mir einen argen Streich gespielt zu haben . . . Seit 10 Jahren nämlich gebrauchte ich einen dem schönsten Golde gleich prangenden Leuchter, wovon Brentano[3]) das Gegenstück besitzt, da wir sie uns zusammen in Nürnberg nach vielem Umhersuchen kauften. Seit meinem Namenstage ist mir dieses kostbare goldene Möbel abhanden gekommen und ein anderes von weißem (Silber-) Blech an seine Stelle gesetzt worden. Mein Verdacht bei diesem Wuchertausche fällt um so mehr auf Sie, als ich mich wohl erinnere, mit welch' lüsternen Blicken Sie bei Ihrem letzten Hiersein meinen goldenen Leuchter in meiner Hand betrachteten. Doch ist es, so lange Sie die That nicht eingestehen, nur ein Verdacht, und ich habe, um mir die Entdeckung des Thäters zu sichern, eine dem Werth des Leuchters entsprechende Prämie ausgesetzt, und um dieser die beste Verwendung zu geben, sie vorläufig der Apollonia behändigt, damit sie sie zum Holzkauf für Arme in dieser strengen Kälte verwende. Die Armen sollen dann dafür beten, daß die Thäterin entdeckt und zur verdienten Strafe gezogen werde, und wehe Ihnen, wenn die Entdeckung die Schuld auf Ihr Haupt wälzt. Die Strafe wird mindestens darin bestehen, daß Sie wochenlang hier in einem Spitale einquartiert und mit schmaler Kost von meinem Tische, Wasser und Brod, regaliert werden, und Sie dürfen noch von Gnade sprechen, wenn ich die Frevelthat, da sie in einem geistlichen Hause verübt wurde, nicht vor das bischöfliche Gericht bringe, wo Sie dann, zumal als Ketzerin, die strengste Strafe zu befürchten hätten. Ich rathe Ihnen daher wohlmeinend, durch ein aufrichtiges Geständniß, die Sache auf den Weg der Milde einzulenken; mit dem Anhange jedoch, daß von der obenerwähnten Strafe in keinem Falle Umgang genommen werden kann, und daß sie mindestens binnen halbjähriger Frist dahier abge-

[1]) Die Schwester ist Apollonia D.; sie lebte in Regensburg den Werken der Wohltätigkeit, gründete dort insbesondere das St. Josephshaus, mit Emilie Linder verband sie innige Freundschaft.

[2]) Sailer Johann Michael seit 1829 Bischof von Regensburg, Melchior Diepenbrock war sein Schüler, Jünger und Freund. Sailer lebte 1751—1832.

[3]) Brentano ist der Dichter Klemens Br., der mit der Familie Diepenbrock nahe befreundet war.

büßt werden muß. — Es thut mir wahrlich leid, daß ich unseren Briefwechsel im neuen Jahre auf solchem disciplinarem Wege beginnen muß, und es gehört dies wohl mit zu dem vielen Verhängnißvollen, daß man nach Nostradamus vom Jahre 1840 erwartet . . . Jedenfalls begleiten meine besten Segenswünsche Sie auf jedem Schritte durch dieses Jahr, dem noch so viele für Sie folgen mögen, bis Sie als vollkommen reife, goldene, süße Frucht in die Hand der ewigen Liebe fallen und ein weiteres Abliegen auf dem Stroh des Hades nicht mehr bedürfen.

R., 2. April 1840, 10. IV, abends.

. . . Ihr letzter Brief trug einigermaßen die Spuren eines durch körperliches Unwohlsein verursachten Geistesdruckes . . . Je unerquicklicher und unheimlicher alles das erscheint, was man täglich auch auf dem s. g. religiösen und kirchlichen Gebiete um sich vorgehen sieht desto dringender ist wohl die Mahnung und das Bedürfniß, die Kapelle in seinem Innern auszubauen und zu schmücken, und dort ohne Unterlaß zu beten: „Dein Reich komme, dein Name werde geheiligt, dein Licht erleuchte diese arme, finstere Erde." — Wie glücklich, wie beneidenswerth sind Sie, daß Ihre äußere Lebensstellung Sie wenigstens von unmittelbarer Berührung und nothwendiger Verflechtung mit jenem wirren, leidenschaftlichen und lichtlosen Treiben fernhält! Mir, der ich nothwendig davon berührt werde kommt hundertmal die Lust, alles von mir zu werfen und weit, weit davon hinweg zu gehn! Aber wohin? Da es überall dasselbe ist, dann überfällt mich eine innige Sehnsucht nach dem Tode; so unreif ich mich auch in aller Weise fühle, ich möchte sterben, um nur wieder hoffen zu können, um aus dieser erbärmlichen, Alles verzerrenden Menschenwelt und ihrem Qualm und Dunst befreit zu sein und, wenn auch der tiefsten Stufe, einer anderen Ordnung der Dinge anzugehören, wo Gottes Wille allein gesetzgebend waltet. . . .

Für die bevorstehende heilige Woche wünsch' ich Ihnen den Thau von Gethsemane und Golgatha auf Geist und Gemüth. Gedenken Sie auch ein wenig meiner und beten Sie, daß Gottes Wille in und an mir sich vollkommen erfülle.

Es kommt mir oft so vor, als sei mein Dasein ein so ganz unnützes, und als könne es doch nicht Gottes Wille seyn, daß es so ganz im Sande der Wüste verrinne, d. h. in dieser doch fast bloß formellen und maschinenartigen Thätigkeit. Nicht, als dächte ich je an eine höhere Stelle; Gott bewahre! Ich bin so innig überzeugt, daß ich nicht dafür tauge, daß ich den vorigjährigen bekannten Schritt mit völliger Absicht und Voraussicht seiner Folgen in dieser Beziehung gethan habe, und mich über den Erfolg als über eine göttliche Fügung innig freue. Auch weiß ich aus einer 15jährigen Beobachtung zu gut, daß das, was meine vormalige Stellung Lähmendes und Fesselndes hat, in einer höheren noch ungleich drückender werden müßte. — Hätte ich nicht das beruhigende Bewußtseyn, daß ich gegen alle meine Absicht auf meinen dermaligen Standpunkt bin hingedrängt worden, — da ich, als ich mich entschloß, geistlich zu werden, einen ganz anderen Lebensweg vor Augen hatte, — ich hielte es nicht aus; so aber muß ich mir denn doch immer sagen, es sey Gottes Wille, daß ich stehe, wo ich stehe, so wenig es mir auch ein angemessener Platz däucht.[1] —

R., 14. Oktober.

Bettinas neues Buch habe ich in Wien mit der Gräfin[2] u.[3] gelesen, es ist einiges Schöne darin, aber im Ganzen hat es uns nicht angesprochen, es

[1]) Die D. unbefriedigt lassende Tätigkeit war die als Domdechant und später Generalvikar in Regensburg; nach dem Tode der Bischöfe Sailer und Schwäbl fühlte er sich vereinsamt. Das lichtlose Treiben sind die Kölner Wirren bezw. deren Nachwirkungen. In dem Mischehenstreit hatte Schwäbl in einem gemäßigten Sinne Stellung genommen, ebenso D., welches Angriffe gegen beide zur Folge hatte. D. legte die Stelle als Generalvikar nieder.

[2]) Die Gräfin ist eine Gräfin O'Donnel aus Wien, die D. dort besucht hatte; sie war Nichte des Erzbischofs von Mailand.

[3]) Bettina ist Bettina v. Arnim (1785—1859), das Buch, welches gemeint ist, behandelt „Die Gründerrode", ein Stiftsfräulein, welches 1806 aus Liebeskummer Selbstmord beging.

ist viel phantastisches Gefasel und noch mehr Selbstgefühl und Hoffart darin. Das Beste ist die Predigt des Franziskaners (von dem ich näheres wissen möchte) und die geistreichen Sprudeleien des genialen Nikolaus Voigt. Die „Gründerrode" erschien uns kalt, von unverdauter Philosophie montiert und unweiblich, ihre Poesien höchst mittelmäßig. Wir begriffen nicht, wie die alte Frau Bettina diese jugendlichen Schwindeleien jetzt noch möge drucken lassen, wenn nicht finanzielle Spekulationen dabei unterlaufen. Das Buch ist wieder rechtes Futter für die großmäuligen Gelbschnäbel des jungen Deutschlands, in deren Mund oder Feder eine Frau ihren Mann zu bringen verabscheuen sollte. Der gänzliche Mangel religiöser, christlicher Gesinnung, Demuth, Bescheidenheit und Selbsterkenntniß in diesen damals jungen Gemüthern thut einem wahrlich wehe. Aber auch welche Erziehung, welche Leitung!! —

R., 16. XI., abends.

. . . Was sagt denn Klemens[1]) zu dem Artikel, der neulich in der Allg. Zeitung den historischen Grund des Buches der Bettina so ganz schonungslos mit Jahreszahlen und Ziffern angegriffen hat? Gegen die Richtigkeit dieser Kritik läßt sich wohl wenig sagen. Ich möchte aber doch das eigentliche Verhältnis wissen und auch Näheres von der Geschichte der Gründerrode. Soviel ich mich erinnere, war sie verliebt in den Symboliker Creutzer in Heidelberg; war aber diese unglückliche Liebe der Grund ihres Selbstmordes? Bitten Sie doch Klemens um Aufschluß hierüber. Und war der so schön predigende Franziskaner eine wirkliche Person? wie hieß er, und was ist aus ihm geworden?

Von Schubert[2]) habe ich selbst unter meinen Papieren einige Zeilen gefunden. . . . . Grüßen Sie ihn bestens von mir. — Wenn er meint, vollständig mit mir einverstanden zu sein, so leidet das doch wohl einige Beschränkung. Hinsichtlich des höchsten Zweckes, nämlich Förderung des göttlichen Reiches in und um uns, hoffe ich mit ihm einverstanden zu seyn; auch wohl in Bezug auf die Weise und Mittel negativ, das heißt im Mißbilligen vieler Dinge, die heutzutage angeblich zu solchem Zwecke gebraucht werden; positiv aber dürften wir doch in Manchem auseinandergehen, doch soll dies der höheren Einigung nicht schaden. Im Vertrauen gesagt, ist mir jedoch der gute Schubert in manchen Ansichten, Urtheilen fast kindlich unmündig vorgekommen. Es ist und bleibt wohl ein Sternnebel, das Auge erquickend und erfreuend und Licht in dunkle Himmelsregionen verbreitend, aber ohne Kernmasse, ohne entschiedene Rotation, ohne feste Gestalt, bei näherem Anblick weichlich zerrinnend, ein Lichtembryo für eine künftige Welt.

R., 6. December 1840.

. . . Apollonia hat Ihnen wohl von der Leiblfing[3]) geschrieben; ich habe sie schon mehrere Male an Freitagen beobachtet, an Verstellung kann ich nicht mehr glauben, sie scheint mir wirklich durch einen höheren Zug in die innere Beschaulichkeit hineingezogen und zwar instinktartig, deren rührender Gegenstand das Leiden Christi, das große Drama der erlösenden Liebe, ist. Wo Gott solche Schauspiele in der Natur aufführt, da pflegt es auch an Larven und Poltergeistern in den Zwischenakten nicht zu fehlen und so finden sie sich denn auch hier ein; denn in dieser göttlichen Comödie muß auch der Teufel sein

[1]) Clemens Brentano war der Bruder der Bettina von Arnim. Bettina war mit der „Gründerrode" befreundet gewesen, ihre phantastische Schwärmerei ist zutreffend geschildert, das Charakterbild indessen verfehlt.

[2]) Gotthilf Heinrich von Schubert ist ein protestantischer, erst naturphilosophischer, dann religiös-philosophischer Schriftsteller, der bemüht war, die verschiedenen christlichen Konfessionen einander näher zu bringen. 1780—1860, † zu München.

[3]) Die Leiblfing wurde von D.'s Schwester in ihrem Stift gepflegt. Aus einem späteren Briefe ist zu entnehmen, daß dieselbe an Freitagen Zustände hatte, die an Dämonismus denken ließen. Einschlägig und charakteristisch für D.'s Denkweise über ähnliche Fragen ist seine bekannte Beziehung zur gottseligen Katharina Emmerich, bei der ihn Clemens Brentano eingeführt hatte, und deren Worte an ihn er wie eine Prophetie wertete.

Recht haben. — Etwas unheimliches ist zwar anfangs dabei, aber die Regelmäßigkeit, mit der es auftritt, nimmt das bald hinweg, und was Gott als nöthige Zuthat erkannt, sollen wir nicht wegwünschen. Die Person scheint mir auf ganz gutem Wege zu seyn, denn sie ist einfältig und demüthig und in ihrem Zustande besonderer Pflege bedürftig vor jeder andern. Sie wegzuthun, wäre Barbarei, und Apollonia würde sich auch nie dazu entschließen, um so weniger, als der Poltergeist, oder der Versucher der Kranken gedroht hat, sie solle noch aus dem Hause entfernt werden; ihm den Sieg zu lassen, wäre doch zuviel. Seitdem sie in dem Sterbe-Zimmer liegt, haben auch die übrigen Kranken Ruhe und die Pflege bei der Leiblf. übernehmen die beiden Mägde sehr gerne wechselweise, da ihr Zustand ihnen liebevolles Mitleid aufdringt. — Nächsten Donnerstag gedenke ich einen Theil der Nacht dort zu bleiben, um vielleicht selbst den seltsamen Spektakel näher beobachten zu können. Jedenfalls dürfen Sie über das Ganze beruhigt sein, zumal in dem Gedanken, daß von allen den armen Kranken noch keine der Wohlthat ihrer Anstalt so bedürftig war, wie dieses arme, schwergeprüfte, aber auch reichbegnadigte und sonderbar geführte Wesen. — Nun noch dies im Vertrauen. Der preuß. Obrist Radowitz [1]) war durchreisend von Wien hier und besuchte mich; sein Gespräch wandte sich bald auf die kirchlichen Angelegenheiten in Preußen, auf den wahrhaft guten, besten Willen des edlen Königs [2]), die Kölner Wirren zu ordnen und der Kirche ihr Recht zu geben, aber auf die äußerste Verlegenheit, in welcher er sich durch den Mangel an geeigneten, von den bisherigen Parteikämpfen unberührten und versöhnlich über ihnen stehenden Männern befinde; daran knüpfte sich dann der Wunsch, der (nicht officiell, sondern mehr persönlich gehaltene) Antrag, ich möchte mich entschließen können, eine höhere kirchliche Stelle dort anzunehmen. Ich halte meiner Abneigung, meiner Gründe dagegen kein Hehl, sondern sprach sie mit aller Wärme aus, fand aber einen sehr gerüsteten, geistvollen Gegner. Doch ging er wohl, denke ich, mit der Ueberzeugung fort, daß mit mir nichts zu machen sei, und ich hoffe, seine Erkundigungen nach mir bei den dortigen Parteimännern wird ihn noch von einer anderen Seite in dieser Ueberzeugung bestärkt haben. Ich besorge jedoch, daß der gute Thiele dahinter steckt, und der würde sich durch Gründe dieser letzteren Art am wenigsten umstimmen lassen. — Auffallend war es jedoch immer, daß Rad. in einer so wichtigen und dringenden Sendung den Weg von Wien nach München über hier, also einen großen Umweg, machte, der Walhalla allein wegen scheint es, dürfte er es wohl nicht gethan haben. — Ich hatte auf die ganze Sache weniger Gewicht gelegt, als ich sie später meinen Freunden, darunter auch dem Bischofe, erzählte, machten sie mir diese erst bedenklich, und mich vor noch weiteren Zumuthungen bangen. — Daher beten Sie auch für mich, theure Freundin, daß Gott die Augen der Leute öffne, die mir solche Eigenschaften zur Lösung so schwieriger Aufgaben zutrauen, deren Besitz ich mir doch gar nicht bewußt werden kann. Rad. sagte mir auf solche Einwendungen, ob man denn nicht da auf höhere Hülfe vertrauen solle, müsse? ich sagte ja, wenn man den Muth, den Trieb hat, darum zu beten, aber selbst diesen habe ich nicht. — Sie sehen, theuere Freundin, das Jahr 40 endet ominös für Ihren armen Freund, beten Sie also recht für ihn, daß er durch das kommende Jnhr glücklich hindurchkomme!

Wenn es Ihnen Freude macht, so sende ich Ihnen eine Abschrift meiner zu haltenden Sylvesterpredigt, damit Sie sie zur Stunde, wo ich sie halte, lesen. Es ist mir so gekommen, daß sie sehr ernst geworden ist, ich hatte einen anderen

[1]) v. Radowitz Joseph (1797—1853), preußischer General und Staatsmann, 1850 preußischer Minister des Aeußern, er war Katholik und intimer Freund Friedrich Wilhelms IV. Da es ihm gelang, den König (als Kronprinz) zu einer gerechten, vorurtheilslosen Beurtheilung des Katholizismus zu bringen, wurde er unter der Beschuldigung, den Prinzen katholisch machen zu wollen, aus dessen Umgebung entfernt und als Bundestagsgesandter nach Frankfurt geschickt.

[2]) Friedrich Wilhelm IV., der eben zur Regierung gekommen war; er rief Radowitz wieder in seine Umgebung zurück.

Plan, aber im Schreiben wurde daraus eine Predigt über die Zeichen der Zeit. Wenn Sie, theure Freundin, diese ernsten Worte christlicher Ermahnung lesen, stehe ich, sie verkündend, auf der Kanzel. Beten Sie, daß Gott mich und meine Zuhörer davon durchdrungen seyn lasse, und daß der Abschnitt des Jahres ein Abschnitt in unserem eigenen innersten Leben werde, jenseits dessen es mit Wahrheit heißen könne: „Das alte ist vergangen; hier ist eine neue Schöpfung in Christo dem Herrn!" Eines jedoch will ich als einen werthen Schatz aus dem alten ins neue Jahr hinüber nehmen; unsere in christlicher Liebe gegründete Freundschaft, die Gott segnen wolle, daß sie unvergängliche Früchte für Ihn und sein Reich trage! Dies Vertrauen habe ich, und so tauche denn das neue Jahr mit seinem ganzen Verhängnisse vor uns auf; wir beschreiten es in Gottes Namen; was es uns bringt, kommt von ihm, möge alles, was es uns etwa nimmt, auch ihm angehören, in Seinen Schoß fallen! Segen über Sie; Licht, Stärke und Friede!

R., 27. II. 41.

. . . . Die neue Wendung meiner Sache war schon durch die Berliner Zeitung bekannt. Zu meiner Freude und der Geschwister Ehre muß ich gestehen, daß sie die Nachricht meiner Ablehnung[1]) in ganz würdiger Weise aufgenommen haben, meine Beweggründe ehrend, ohne sie zu kennen. . . . Unser flämisches Büchlein[2]) ist leider noch nicht fertig; alles ist zum Druck bereit, der Text größtentheils schon gesetzt, nur die Holzschnitte kommen nicht, obwohl schon vorlängst in Antwerpen abgesendet. Der viele Schnee hält alles auf. Für Apollonia ist's unangenehm, weil gerade jetzt die Noth der Armen so groß ist, daß ein solcher außerordentlicher Zufluß höchst willkommen wäre, sie hat auf mein Zureden sogar schon à Conto der Büchlein etwas vorausgenommen. Der Ersatz wird aber nicht ausbleiben. . . .

R., d. 9. VIII. 41.

Mein letzter Brief in Betreff Breslau's[3]) wird Sie ohne Zweifel beunruhigt haben. Ich eile daher, zu dessen Wiederberuhigung Ihnen mitzutheilen, daß ich, nachdem während der achttägigen Galgenfrist, die ich mir gesetzt, mein inneres Widerstreben gegen die Annahme, bei allem Gebet um Erleuchtung sich nicht vermindert hat, ich gestern das Schreiben mit der motivirten Erklärung beantwortet habe, ich könne alles wohl und reiflich erwogen, den Muth nicht fassen und also auch keinen wahren göttlichen Beruf dazu erkennen, Ja zu sagen; ich müßte sie also bitten, von mir Umgang zu nehmen. Ich bin nun vollends beruhigt und Apollonia ist es auch. — Wegen des hiesigen Episkopates verlautet noch immer nichts. Ich fühle hier, wenn man mir davon redet, ganz dasselbe Widerstreben, und würde mich daher ebensowenig zur Annahme entschließen können, wenn auch, was ich nicht glaube, der K.[4]) an mich dächte. — Gott wird Alles zum Besten fügen. Ich habe das unerschütterliche Vertrauen zu ihm, daß, falls Er mich zu irgend etwas der Art beriefe, Er es mir durch innere Gewißheit und zuversichtlichen Muth zur Annahme zu erkennen geben würde. Solange ich daher dies nicht in mir finde, kann ich auch an keinen wahren, göttlichen Beruf glauben, mögen auch die Menschen thun,

---

[1]) Vergl. den vorhergehenden Brief.

[2]) Das flämische Stilleben, von Heinrich Conscience, welches D. übersetzte und neu herausgab, den Erlös schenkte er für das Wohlfahrtswerk seiner Schwester Apollonia

[3]) Der Breslauer Domkapitular Dr. Heinrich Förster hatte Mitte Mai 1841 bei D. angefragt, ob er bereit sei, eine etwaige Wahl als Fürstbischof (der bischöfliche Stuhl war vakant) anzunehmen, und hatte das Kapitel ihn bereits auf die Kandidatenliste gesetzt. Förster wurde später (1853) als D.'s Nachfolger Fürstbischof von Breslau und hat eine Biographie seines Vorgängers (Breslau 1859) verfaßt.

[4]) In Regensburg war D.'s brüderlicher Freund, Bischof Schwäbl, gestorben, der Stuhl daher vakant, K. ist der König Ludwig I. von Bayern, der nach damals geltendem Kirchenrecht für die Besetzung des bayerischen Episkopates das Präsentationsrecht hatte.

machen, reden, was sie wollen. Ich bin gewiß, daß Sie gegen diese meine Maxime nichts einzuwenden haben.

R., 31. I., 1843.

. . . . . Mit dem alten Görres bin ich wieder in briefliche Berührung gekommen: er schickte mir, wie früher, so auch jetzt wieder den letzten Band seiner Mystik zum Geschenk. Ich habe ihm frdl. dafür gedankt und ihm ein schönes, altdeutsches Manuscript entgegen geschenkt; dabei aber auch, mit aller Anerkennung seiner meisterhaften Darstellung, ihm meine gegründeten Bedenken über den Inhalt dieses letzten Theiles der Mystik eröffnet, welcher alle die schändlichen Greuel, welche durch Zauberei, Sakrilegien, Schandthaten und Verführungen aller Art jemals vorzüglich in Nonnenklöstern vorgekommen, offen vor aller Welt zu Tage legt, und dadurch eine reiche Quelle der Lästerung und des Aergernisses eröffnet in einer Zeit, die nur zu gut Gebrauch davon zu machen weiß. Ich will sehen, was er mir darauf antwortet.[1])

R., d. 22. XI., abends.

. . . . Ich sende Ihnen hier, was ich längst vorhatte, das Sailersche Gebetbuch, das Ihnen, wenn Sie sich einmal näher damit bekannt gemacht haben, gewiß lieb werden wird. Sein erstes Erscheinen machte zur damaligen Zeit[2]) gerechtes Aufsehen. Lavater empfahl es seinen Freunden, und Nicolai[3]) gründete darauf gegen Sailer den Vorwurf der Proselytenmacherei, wogegen sich dieser in einer eigenen kleinen Schrift herrlich vertheidigte. Von der anderen Seite feindeten intolerante Auguren ihn deswegen an, konnten aber nicht das mindeste Heterodoxe dahin nachweisen, als daß auf einem in der ersten Auflage befindlichen Verkündigungsbilde der Erzengel Gabriel ohne Flügel dargestellt war. — Meine Bitte bei Uebersendung des schönen Buches ist nur, daß Sie bei seinem Gebrauche zuweilen meiner gedenken. Apollonia findet die Advents- und Fastenbetrachtungen so schön und wünscht, daß sie in der Adventszeit sich derselben bedienen. — Heute ist unseres guten Clemens[4], Namenstag. Möge er ihn im Lichte und Frieden feyern, worum er hier so oft vergeblich gerungen und geweint hat. — Für ihn war der Tod ein Glück, denn zu einer größeren Reife und Entwickelung wäre er bei der Zerrissenheit der Zeit, die in seinem Inneren sich fortsetzte, hienieden kaum gelangt. Sein Streben und gut Meinen, hier so oft sich selbst mißverstehend und noch öfter mißverstanden, wird dort gewürdigt und belohnt worden seyn. Friede sey mit ihm! — Friede sey mit uns allen! Friede des Geistes und des Herzens; Glaube und Liebe!!

Linz, 15. V. 1844.

. . . Meine Fahrt hierher war . . . sehr angenehm, unter den Reisenden waren einige interessante Leute, namentlich ein junger Däne, der 2 Jahre bei der Gesandtschaft in London gewesen, von wo er über Paris und München zurückgekehrt und dort Phillips[5]) und Görres durch mitgebrachte Pariser Briefe kennen gelernt, auch einer Vorlesung des Ersteren beigewohnt hatte, die ihm überaus wohl gefallen. Wir gingen abends in Linz noch ein paar Stunden spazieren und er aß dann bei mir zu Nacht, wonach wir noch einige Stunden sprachen. Er war, wie er mir zuletzt gestand, innerlich unbefriedigt durch die Haltlosigkeit des Protestantismus, und sein treuherziges, lernbegieriges Wesen veranlaßte mich, ihm meine katholische Ueberzeugung mit aller Wärme auszusprechen, was Eindruck auf ihn zu machen schien . . . . und es that mir leid, daß wir uns schon sobald für immer trennen mußten. Die englischen Zustände hatten an

---

[1]) Der IV. Band von Görres Mystik erschien 1842/43. Görres † 1848.

[2]) Ueber Sailer vergl. S. 261, Note 2. Das hier erwähnte Gebetbuch erschien etwa um 1780. König Ludwig I. benutzte es täglich.

[3]) Nicolai Christoph Friedrich, 1733—1811, Schriftsteller in Berlin.

[4]) Clemens Brentano, der am 23. VII. 1842 in Aschaffenburg verstorben, war 64 Jahre alt.

[5]) Phillips Georg, geb. 1804, Rechtsgelehrter in München; er war Konvertit und verlor zeitweite durch das liberale Ministerium seinen Lehrstuhl, ging darauf nach Innsbruck und gründete mit Görres die Historisch-politischen Blätter.)

ihm einen scharfen Beobachter, aber keinen Bewunderer gefunden. — Von dieser Wander-Nation durfte natürlich auf dem Schiffe ein Exemplar nicht fehlen; ... in einem Mann, den ich anfangs seiner nachlässigen Kleidung nach für einen norddeutschen Professor halten zu sollen glaubte Bei näherer Bekanntschaft zeigte er sich als eines der seltsamsten merkwürdigsten Exemplare seines Volkes; ein Mann, der alle Sprachen verstand, alle Litteraturen kannte, dem Dänen die besten Gedichte seiner Zunge, von den alten Edelliedern bis auf die neuesten Poesien vorzusagen wußte; Spanien ebenso gut wie Rußland und die Türkei kannte. Abends zeigte sich, daß mein Däne richtig gerathen, als er ihn für einen berühmten neuen englischen Schriftsteller Borrow[1]) hielt, der nie ein merkwürdiges Buch über die Zigeuner, unter denen er sich mehrere Jahre aufgehalten, und ein anderes über Spanien geschrieben, wo er 5 Jahre als Missionär der Bibelgesellschaft sich herumgetrieben. Zufällig hatte ich dies Buch als Reiselektüre mitgenommen, hatte auch schon zuvor mit dem Engländer über das Buch gesprochen, sein ganz trockenes Urtheil hatte mich aber an des Dänen Meinung, jener sei selbst der Verfasser, irre gemacht. Als wir ihn nun Abends im Fremdenbuch als Borrow eingeschrieben fanden, ging ich zu ihm hinauf und bat ihn, mir seinen Namen vorn in das Buch zu schreiben, was er auch sogleich, aus dem Bette springend, ganz unbefangen und freundlich that, obwohl er, es war noch Tag, schon im Bette lag. Er bat mich, an sein Bett hinzusetzen, und wir redeten noch mancherlei ernstliches, wobei er, als er hörte, ich sei katholischer Geistlicher, mich um Verzeihung bat, früher über meine Kirche so scharf geurtheilt zu haben ...

Regensburg, 12. XII. 1844.

Ich habe neulich über den Zustand der Leiblfing[2]) an Passavant geschrieben, und er hat mir darauf sehr bescheiden, weise und erfahrungsreich geantwortet; eine natürliche Erklärung des Vorgehenden, als das zunächstliegende, andeutend, und sorgfältig fortgesetzte Beobachtung wünschend. Ich habe ihm nun einen nachträglichen Bericht des seither Vorgefallenen aufgeschrieben .... die Sachen sind freilich höchst sonderbar, ich kann nicht recht zweifeln und auch nicht recht glauben, und hoffe immer noch auf eine entscheidende Aufklärung. Passavant meinte, der Gebrauch geistlicher Mittel könne leicht in den Kranken und der Umgebung die Ueberzeugung von der Wirklichkeit des Dämonismus noch mehr verstärken; man solle sie also vielleicht weglassen, ihr blos ohne ihr Wissen gesegnetes Wasser zu trinken geben und mit Händeauflegung über sie beten; auch meinte er, ihre Entfernung aus der Anstalt zu einem verständigen Landgeistlichen sey für sie selbst und die Uebrigen heilsam, um das möglicherweise contagiöse (ansteckende) zu verhüten. — Empfehlen wir die Sache Gott, damit es zu seiner Ehre und zum Besten der armen Leidenden ausgehe! Wenn ihre Vorhersage, sie werde am Charsamstage genesen, eintrifft, so ist es ja nur mehr ein kurzes Leiden. Apollonia war höchst muthig mit uns auf der Geisteswarte; sie wünschte selbst etwas zu sehen, und das Nichterscheinen hat den Muth aller gehoben, daß der Geist sich vor uns gefürchtet, hat ihre Furcht vor ihm vermindert.

Nun danke ich Ihnen auch noch innigst für Ihren so lieben, vertrauensvollen Brief, der mich tief gerührt hat. Wollte nun Gott, ich wäre nur das, wofür Ihre gute Meinung mich hält, dann könnte ich allerdings Bis-ja-Pabstthümer übernehmen. Aber es geht mir mit allen meinen näheren Freunden nicht anders. Alle trauen mir Kräfte und Befähigungen zu, deren ich mir nun einmal gar nicht bewußt werden kann; darum kann ich denn auch

[1]) Borrow Georg (1803—81). Sein Werk über die Zigeuner in Spanien erschien London 1841. Das hier von D. erwähnte Hauptwerk „The Bible in Spain" erschien London 1843. Er ist der beste Kenner der Zigeuner, deren Sprache er grammatikalisch festlegte und aus dem Sanskrit ableitete.

[2]) Bezüglich der Leiblfing vergl. den Brief vom 6 XII. 1840, vorne; der gleicherwähnte Passavant war ein Arzt in Frankfurt a. Main und mit D. näher befreundet. Passavant war gläubiger Protestant (vergl. „Briefe von Sailer, Diepenbrock und Passavant", Frankfurt, 1860).

Ihre Meinung von meinem Berufe zur höheren Wirksamkeit nicht theilen. Sollte ein solcher Beruf mir wirklich von Gott beschieden sein, so meine ich, dürfte ich auch hoffen, Gott werde mir die muthige Zuversicht zur Uebernahme eines so schweren Amtes in's Herz legen. So lange ich aber da noch eine große Leere fühle, kann ich sie nicht anders als durch das ablehnende Nein ausdrücken, ohne an mir selbst zum Lügner zu werden; also auch zu meinem eigenen Richter und Henker, denn in einer solchen Lüge wäre das Unglück meiner ganzen Zukunft besiegelt. Kurz, um es bayrisch auszudrücken: Unser Herrgott muß mir den Magen umkehren, wenn ich je soll auf so etwas eingehen können. Ich hoffe aber trotz Ihres Widerspruchs noch immer, daß meine Erklärung gegen Radowitz[1]) die Blicke von mir ablenken, und mir Ruhe verschaffen wird. — Am meisten beunruhigt mich zuzeiten das Wort meines lieben, sterbenden Vaters[2]) ½ Stunde vor seinem Tode: „Lieber Melchior, widersetze dich den Fügungen der Vorsehung nicht!" Das spricht buchstäblich freilich nur die allerklarste, einfachste Christenpflicht aus, Gottes Willen nicht zu widerstehen, allein in solchen feierlichen Augenblicken gesprochen, kann man leicht etwas Prophetisches darin finden, wie denn auch Wagner mir es immer mit dem höchsten Ernste wieder vorhält. Allein diese Führungen der Vorsehung müssen sich doch zunächst im eigenen Innern mehr und deutlicher als in äußeren Zumuthungen kundgeben, welche, von Menschen ausgehend, auf trüglichen, menschlichen Ansichten und Urtheilen beruhen. Darum komme ich immer wieder auf mein obiges bayrisches Motto zurück und auf die Bitte an Sie, theure Freundin, daß Sie auch für mich beten wollen, damit Gottes Wille an mir und durch mich geschehe. — Pfr. Strohmaier hat mir geschrieben, daß er bei Ihnen gewesen, und so überaus freundlich empfangen worden sey . . . Sie seyen so lieb, so gütig, meint er, ich solle doch machen, daß Sie katholisch würden, es sey wahrlich Schade darum. Was soll ich nun dazu thun? Dasselbe, warum ich Sie gebeten, Gott bitten, daß Sein Wille in Ihnen und durch Sie geschehe und daß Ihre treue Seele den vollen Frieden Gottes erlange, der das Unterpfand des Himmels ist. Das gebe Ihnen Gott zum Christfest.[3])

R., Januar 1845.

Am Mittwoch wählt man in Breslau. Wiederholt hat man mich in den Zeitungen mitgenannt. Ich weiß von nichts, beten Sie an diesem Tage, daß ich von nichts zu wissen brauche . . . Ich verlange auf dieser Welt nichts, als daß ich wahrhaft Gott liebe, und daß sein Wille an mir und durch mich geschehe. Seine weise Fügung habe ich in den verschiedenen Wechselfällen meines Lebens erkannt, deutlich und dankbar auch meine gegenwärtige Lage, die ich nicht gewollt, noch verschuldet[4]), muß ich als solche Fügung erkennen. Bin ich zu nichts mehr zu brauchen, nun, so mag ich doch als ein herber Apfel durch stilles Abliegen noch ein wenig genießbar werden, mehr verlange ich nicht. Vor einer höheren Stelle erschrecke ich und kann diejenigen nicht begreifen, die solche anstreben . . .

21. Januar 1845.

Heute Mittag fällt mir wie eine Bombe die Nachricht in's Haus, daß ich wirklich in Breslau gewählt und landesherrlich bestätigt bin. Der erste Brief war von den Ursulinerinnen in Breslau, die sich recht rührend dem neuen Fürstbischof empfehlen; der 2te vom Königl. Commissair. Eine Deputation des Kapitels ist unterwegs. — Das ist eine peinliche Stellung; das Ganze meinem Geiste und Herzen so todtfremd, als ginge es einen Dritten an. — So

[1]) Vergl. den Brief vom 6. Dezember 1840.

[2]) D.'s Vater war der fürstl. Salm-Salmsche Hofkammerrat Anton Diepenbrock, wohnhaft auf einem Gute Horst in Holtwick bei Bocholt in Westfalen; seine Mutter Franziska, geb. Kesting aus Erbach im Rheingau.

[3]) Wenige Tage später trat Emilie Linder in München zur kath. Kirche zurück. Ihre Freundin Apollonia Diepenbrock stand ihr bei dem Schritt zur Seite. Dann reiste sie mit dieser nach Regensburg, um in der Kurie ihres Lehrers und Freundes D. einige Zeit in stiller Zurückgezogenheit zu verbringen.

[4]) Vergl. Note 1, S. 262.

wichtige Gründe sprechen dafür: meine hiesige vernichtete amtliche Wirksamkeit; des Königs[1]) besonderes Vertrauen; mein vielmaliges, ernstliches Ablehnen, und meines sterbenden Vaters letztes Wort: „Widersetze dich nicht den Wegen der Vorsehung!“ Wieviel Gründe sprechen aber dagegen? Unzählige! Vor allem mein Mangel an innerer Bestimmung, an Glauben und Zuversicht auf wahre, göttliche Sendung. — Helfen Sie mir mit Ihrem treuen Gebet! Die Verantwortlichkeit der Entscheidung ist schwer, auch die der negativen. Wäre mir Gottes Wille klar, ich ginge durch Wasser und Feuer, aber gerade da fehlt's. Und meine schlechte Gesundheit, der Verdruß Gift ist. — Gestern begrub ich den guten Mitbruder Schmalzbauer; lieber wäre ich mit ihm gestorben, als Fürstbischof in B. geworden. Es graut mir davor, wie vor einer Modergruft. Gott helfe mir und erleuchte mich. Beten Sie, Beste!

R., 25. I. 45.

. . . . . Machen Sie sich keine Sorge . . . . um mich, wie ich Ihnen gestern schon sagte, bin ich ganz ruhig, und habe die feste Zuversicht, daß Gott mir zur rechten Zeit das Rechte eingeben, und daß ich in dieser Sache Seinem h. Willen gemäß und würdig handeln werde. Sonderbar jedoch, daß, jemehr meine innere Abneigung sich steigert, desto mehr äußere Winke sich häufen. Auch der König[2]), dem ich die Sache geziemend anzuzeigen gemahnt wurde, antwortete mir heute:

„Ihre Wahl zum Fürstbischof von Br., wovon Sie mich benachrichtigten,
„läßt Mich einen recht fühlbaren Verlust erleiden, wenn Sie sie annehmen;
„und doch muß Ich es zum Besten der Kirche wünschen; denn gerade in
„Schlesien thut es noth; daß es einen — Kenntnisse mit Festigkeit paarend —
„ausgezeichneten Bischof bekäme, und ein solcher werden Sie seyn. — Hierin
„sollen Sie denn auch den Grund finden, warum — Ich wiederhole es, —
„Ich nicht anstehen werde, Ihnen, falls Sie dem befraglichen Rufe zu folgen
„entschlossen, die Entlassung von Ihrer gegenwärtigen Stelle zu gewähren.
„Ein zweites Opfer, was ich bringe, das erste war Bischof v. Geißel[3]), der
„ich anbei mit königl. Huld und Gnade Ihnen wohlwollend verbleibe Ihr
„wohlgewogener König Ludwig.“ 23. I. 45.

Soll ich Sie, liebe Freundin, versichern, daß ich schon fast einen Katzenjammer von lauter Ehrenbezeugungen habe. — Ist es mein schlechter Magen, oder ist es was Besseres, aber wahr ist es, ich habe der Glorie herzlich genug, und vertauschte sie gerne gegen meine frühere Dunkelheit. — Nur die Beweise von Achtung und Liebe und Anhänglichkeit, die ich in der Stille von vielen Seiten erhalte, oft von ganz einfältigen, treuherzigen Menschen, die rühren mich und thun mir wohl. — Gott befohlen, Beste! Bleiben Sie meiner betend eingedenk. Der Herr macht alles recht! In 10—20 Jahren ist alles vergessen bis auf die Folgen vor Gott. — P. S. Herrn Manz habe ich mit der Bitte um ein Portrait heimgeschickt, man könnte ein Lustspiel schreiben: Die Bischofswahl.

R., Ende Januar 1845.

Die Breslauer Herren sind heute morgen fort nach München, das sie sehen wollen. Um ihnen Zeit dazu zu lassen, habe ich ihnen meine schriftliche Antwort ans Kapitel noch nicht gegeben, sondern werde sie ihnen in ein paar Tagen nach M. schicken. Wie sie lauten wird, wissen sie aber, nämlich verneinend. Liebe Emilie! Ich habe 8 schwere Tage durchgekämpft, wie noch nie in meinem Leben; denn niemals sind so großartige, bedeutungsvolle Geschicke in meine Wahl gelegt worden und werden es auch hoffentlich nimmermehr. Ich glaube sagen zu dürfen, daß es ein redlicher, christlicher Kampf war: denn von Anfang an ward das Nein in meiner Seele laut, und der Kampf drehte sich nur darum, ob dies Nein der innerste Ausdruck meines

[1]) Friedrich Wilhelms IV.
[2]) Ludwig I. von Bayern.
[3]) Kardinal J. v. Geißel war vor seiner Erhebung auf den erzbischöflichen Stuhl von Köln im Jahre 1841 (als Koadjutor) Bischof von Speyer; er lebte 1796—1864.

geistigen Wesens und christlichen Bewußtsein's, nicht doch vielleicht den tausend und hunderttausend Stimmen außer mir, und den Stimmen fast aller meiner Freunde weichen, und ich dennoch Ja sagen müsse! — Ich bin für das Nein entschieden und habe die Zuversicht, es vor Gottes Richterstuhl verantworten zu können: Mögen denn die Menschen dazu sagen, was sie wollen.

Die Stellung in B. ist zu grandios; der Bischof müßte sich fortlaufend wehren, nicht von dem Fürsten verschlungen zu werden. Das Aeußerliche überwuchert nur zu leicht mit Dornengesträppe den inneren Acker des Lebens. — Denken Sie sich nur den Anfang. Etwa hier oder in München oder Bamberg geweiht, müßte ich nach Berlin an den Hof zum Könige, allen Prinzen, Minister, etc. nach 8 Tagen am Hoflager feierlicher Einzug in die Kathedrale und Inthronisierung in Breslau, dann ein paar Tage Diners pp., dann nach Oesterreich zuerst zum Gouverneur nach Brünn, dann ans Wiener Hoflager, Huldigung, Aufwartung pp.[1]) Ist das nicht ein erbaulicher Anfang des Apostolates für einen kaum geweihten Bischof? Und wie der Anfang, so auch nach Verhältniß der fernere Verlauf des Hirtenlebens.

Der Pastor fido von Guarini gleicht kaum weniger dem Hirtenleben Ihrer Schweizerberge, als ein solches Fürstbischöfl. Leben dem Apostolate.[2]) — . . . . Ueber meine Ablehnung ist Apollonia sehr beruhigt und erfreut. Daß sie nicht überall diesen Eindruck machen wird, können Sie denken . . . Allein ich frage nichts darnach, was mich wahrhaft betrübt, ist, daß ich den Wünschen und Erwartungen soviele Tausend frommer Menschen nicht genügen kann, da wird aber Gott helfen und trösten.

Rgbg., 4. Febr. 45.

. . . . . Seyen Sie ganz ruhig über meinen Schritt, ich habe ihn nicht ohne Gott gethan und bin seitdem ganz ruhig und freudig. Hätte ich ja gesagt, hätte ich mir's abdringen und abringen lassen; ich wäre jetzt im schreiendsten Widerspruch mit mir selbst und der unglücklichste Mensch. Die einfachste Parcierung aller Einwürfe ist die: Wenn man mich für so überaus tüchtig und fähig hält für das schwierigste Bisthum der hl. Kirche, so muß man mir doch auch wohl die Fähigkeit zutrauen, auch über das Ja oder Nein der Annahme gewissenhaft und gottgefällig zu entscheiden. Mein Ablehnen hat noch eine andere Seite, auf die mich gestern einer der gescheidtesten und besonnensten und gelehrtesten Geistlichen, der alte Prof. Heigl, Sailer's Freund und Schüler, in aller Einfachheit aufmerksam machte: „Mich freut's deshalb so sehr", sagte er, „weil es den Königen, die da glaubten, es streckten Alle nach solchen hohen Würden und Gnadenerweisen begierigst die Hände aus, weil es den Protestanten und auch den Katholiken zeigt, daß es noch Leute in der Kirche gibt, die die gute, alte kathol. Sitte, »hohe Ehrenstellen auszuschlagen«, noch bewahrt haben. Denken Sie sich nur", setzte er hinzu, „arme protest. Prediger in Preußen, die mit Weib und vielen Kindern (ihre gewöhnl. Bescheerung) in Dürftigkeit da sitzen und jetzt hören, daß eine fürstliche Würde, ein Einkommen, dessen 100ster Theil sie glücklich machte, von einem kathol. Geistlichen einfach ausgeschlagen wird, muß ihnen das nicht Respekt vor unserer Kirche, unserem Priesterthum, unserem Zölibat einflößen? Vielleicht wirkt dies Beispiel allein mehr, als alles, was Sie persönlich in Breslau hätten wirken können, wenn auch unscheinbar." Da der Mann ein ernster Philosoph ist, nicht so sprach, um mir zu schmeicheln, was nicht seine Art ist, so rührten und erfreuten mich seine Worte. Möge Gott meinem redlich gefaßten Entschlusse diese segensreiche Wirkung verleihen! Ich bin froh, daß die Ablehnung bekannt ist, die Bettler hätten mich von fern und nah zerrissen. Mein Beutel ist ohnehin leer.

---

[1]) Ein großer Teil der Diözese Breslau liegt in dem damalig österreichischen Gebiete.

[2]) Il Pastor fido ist ein Schäferspiel, das liebste der Italiener, es erschien 1585 und ahmt den Aminta des Tasso nach. Guarini lebte 1537—1612.

R., 19. Febr. 45.

Die Nachricht, daß Sie so glücklich übergekommen, Gott sei Dank. H. v. Duesberg [1]) ist es auch, ich habe schon Beweise davon. Gestern Mittag schon erhielt ich einen Brief vom Nuntius [2]) des Inhalts; so sehr mein Ablehnen ihn betrübt, so sehr habe die durch Duesberg erhaltene Nachricht ihn erfreut, daß ich mich unterwerfen wolle, wenn der hl. Stuhl [3]) dies für das Wohl der Kirche als ersprießlich achte. Dies sey aber, er könne es bezeugen, wirklich die Ansicht des h. Stuhles; denn derselbe hege von mir die Meinung, daß ich durch vorzügliche Gaben pp., die man in Rom längst kenne, geeignet sei, die dortigen Schäden [4]) mit Gottes Hilfe nach Möglichkeit zu heilen, oder doch dies ernstlich anzustreben pp. Er erwarte daher ungesäumt eine, seinen und des h. Stuhles Wünschen entsprechende Antwort, nämlich, daß ich mich Gottes Willen unterwerfe und die Wahl annehme; auch habe er die von Duesberg erhaltene Nachricht bereits freudig an den Cardinal-Staatssekretär berichtet.

Ich antwortete auf der Stelle, wiederholend, was ich H. von D. gesagt: ich wolle in dem Ausspruche des h. Vaters Gottes Ausspruch erkennen und das für mich so schwere Opfer bringen, wenn der h. Stuhl es zum Besten der Kirche glaube von mir fordern zu sollen, hoffend, daß in Kraft des kindlichen Gehorsams Gottes Stärke und Beistand mir zu Theil werde.

Sie sehen aus diesem Stand der Sache, daß ich ein verhandelter Mann und schon mehr in Breslau als hier bin. Ich sehe es auch so an und füge mich drein. Auch muß wohl eine förmliche Antwort des h. Stuhles auf meine Erklärung erfolgen . . . Apollonia ist gefaßt, da sie mich so sieht. — Ein Heer von Sorgen — für Geistliches und Irdisches — rückt nun freilich heran, aber auch damit wird man fertig werden, wenn man sie einzeln und nicht zu Hauf beim Kragen faßt. Ich erwarte heute Abend Duesberg und kann noch manches mit ihm besprechen.

Rgbg., 8. III. 1845.

Gestern Nachmittag erhielt ich vom Cardinalstaatssekretär Lambruschini ein überaus wohlwollendes freundliches Schreiben vom 26. Februar (noch vor Ankunft meiner letzten Erklärung) des Inhalts:

„Se. Heiligkeit habe mit Schmerz meine Ablehnung vernommen: sie wisse, welch' günstige Meinung bei allen Katholiken Deutschlands von meinen vorzüglichen Eigenschaften obwalte, und habe ihn, Lambr., beauftragt, mir zu bedeuten, wie Se H. lebhaft wünsche, daß ich die Bürde annehme und wie sehr es sie betrüben würde, wenn ich auf der Weigerung beharrte. Hiernach also könne ich wohl keinen Augenblick mehr wanken, der verwaisten und verwirrten Diözese Br. von dem h Vater selbst dazu angespornt (exstimulatus), zu Hülfe zu eilen, in dem festen Vertrauen, daß Gott für solchen Gehorsam mein oberhirtliches Mühen reichlich segnen werde."

Diesem fügt der Cardinal die herzlichsten Versicherungen seiner Achtung und Teilnahme bei. — Der Nuntius, der den Brief übermacht, schreibt dabei: ‚Nachdem ich bisher gebetet: Laß diesen Kelch vorübergehen, bleibe mir jetzt nichts übrig, als zu sagen: Aber nicht mein, sondern dein Wille geschehe!" Das habe ich nun freilich immer gebetet und nichts anderes beten wollen; und doch wie schwer wird mir's in diesem Augenblicke wieder! Ja, wahrhaftig, wenn ich die Wahl hätte zwischen Sterben am Charfreitage oder nach Br. zu gehen, ich wählte freudig das Erstere. — Nur Einen Trost gibt's, Gott sendet dich,

[1]) v. Duesberg, der spätere Oberpräsident von Westphalen, suchte als Beauftragter Friedrich Wilhelms IV. D. zur Annahme zu bringen; er war Katholik.

[2]) Viale Prela.

[3]) Papst Gregor XVI. (1831—1846).

[4]) Ueber die Schäden in der Diözese Breslau vergleiche „Melchior v. Diepenbrock" von Fürstbischof Förster, Breslau, 1859, S. 138 ff. Im Anschluß an die Ausstellung des hl. Rockes durch Bischof Arnoldi in Trier war in Schlesien der Kaplan Ronge von der Kirche abgefallen, hatte Bischof Arnoldi geschmäht und die Sekte der „Deutsch-Katholiken" gegründet.

also hilft Er dir. Solange ich an diesem Gedanken festhalte, ist mir leicht und wohl zu Muthe; wenn aber dann mein Blick wieder auf mich selbst und meine Armuth zurücksinkt, und die Phantasie ihr düsteres Gewebe beginnt, dann wird mir recht unwohl, recht trübselig und schwer um's Herz . . . . .

„An ein Loswerden von Br. ist nun einmal nicht mehr zu denken; der Fischer Petrus hat mich an seiner Angel gefangen! Fände sich nun auch am Ende in meinem Munde der Denar, der dem Herrn den Weg öffnet durch die Zollschranken des Irrthums und der Leidenschaften in die Herzen der Menschen!"

Samstag Morgen (1845).

„. . . . Ich habe das Schreiben Lambruschinis als den Bestimmungsgrund meines endlichen Nicht-mehr-Widerstehen-könnens an's Ministerium beigelegt, welches in höchst zierlichem, klassischem Latein und zugleich mit echt römischer Urbanität abgefaßt, *dreimal* immer verstärkt dasselbe sagt: daß der h. Vater in dieser Sache auf meinen Gehorsam zähle. — Wenn man dann wirklich diesen Gehorsam leistet und das schwere Opfer bringt, hat man gewiß auch das Recht, sich dasjenige zu erbitten, was zur Lösung der schweren Aufgabe beitragen kann . . . Der Nuntius hat mir sogleich geantwortet:

„Er könne mir seine Freude über meine endliche Annahme nicht aus„drücken und bitte mich, versichert zu sein, daß auch der h. Vater die größte „Freude darüber haben werde, daß ich *auf seinen Antrieb* mein Jawort „gegeben; je schwerer das Opfer, desto angenehmer vor Gott und desto ge„segneter. Er erwarte nun in möglichster Bälde die päpstliche Bestätigung, „und habe dem Breslauer Kapitel mit meiner Erklärung eine Abschrift des „Lambruschini'schen Schreibens an mich mitgetheilt, damit man auch dort den „ehrenvollen Hergang wisse."

Sie sehen, wie alles sich wunderbar fügt, ... und kann ich nicht genug staunen, und beuge mich in Demuth unter Gottes allmächtige Hand. —

Auch der König hat mir gestern schon geantwortet in seiner bekannten Art, sehr freundlich, aber kalt; er bedauere den Verlust, halte ihn aber in Schlesien für einen großen Gewinn pp. Am Ende sagt er: Wenn ich vor meiner Abreise aus Bayern *noch nach München* komme, so freue er sich, mich zu empfangen . . . . Aber welche Plage, unter solchen Umständen nach München zu gehen; alle die Besuche, Diners pp. . . . .

Wenn ich mich in Salzburg weihen ließe, könnte ich auf dem Rückwege über München gehen. Ich habe deshalb nach Berlin geschrieben, wo man bisher den Gebrauch hatte, daß der Eid dem Könige *vor* der Weihe abgelegt wurde, was aber gar nicht nöthig, wenn's nur vor der Besitznahme geschieht.[1])

B., 2. IV. 1845.

Herzlichsten Dank für alle Ihre unermüdlichen freundlichen Bemühungen. Es wird mir stets ein ehrendes Andenken sein, meine bischöfl. Bräutigamskleider etc. Ihrer treuen Sorgfalt mit zu verdanken . . . . . Meinen Hirtenbrief habe ich immer noch hinausgeschoben, bis ich einmal wirklich präkonisiert bin. Mit dem Bewußtsein des wirklich übertragenen Amtes wird auch das rechte Gefühl und Wert gegeben werden . . . Unser Büchlein[2]) findet, wie ich höre, allgemeinen Beifall; hier lesen's die vornehmsten Damen mit gleicher Begier wie die geringen Leute und alle finden's nützlich. Apollonia hat keine zum eigenen Debit übernommen, sondern den ganzen Handelsprofit dem Pustet überlassen. . . .

Inkofen (N.-Bayern), 21. V. 45.

. . . . . Das Wetter ist heute herrlich, das Gebirg liegt in aller Pracht in glänzendem *Fürsten-Hermelin* vor mir. Wie schön ist dieses Land! wie schwer wird's, es zu verlassen, selbst um eines Hermelin's willen, oder vielmehr parceque, nicht quoique. Und die guten, lieben Menschen und den Kreis

---

[1]) D. wurde am 8. Juni 1845 in Salzburg durch den dortigen Kardinal-Erzbischof Fürsten von Schwarzenberg zum Bischof geweiht.

[2]) Flämisches Stilleben nach Conscience.

treuer, ausgewählter, vortrefflicher Freunde, womit Gott mich in diesem Lande unverdient beglückt hat. — Doch die Edlen alle bleiben mir ja. In Gott gibt's keinen Verlust, lauter Gewinn! Darum geschehe sein h. Wille an uns allen! Unsere gestrige schöne Fahrt ist auch eins von den lieben Andenken an's Bayerland! — Gott segne Sie für alle treue Güte und Liebe, die Sie, Edle, mir erwiesen haben! [1])

□ □ □

Die moderne Philosophie und die Seele.

Von Privatdozent Dr. J. P. Steffes, Münster.

Hatte die Philosophie des Abendlandes in Hellas ihren Ausgangspunkt vom Stoffe genommen, so endete bereits die griechische Entwicklung im Neuplatonismus mit der Statuierung eines sublimen Geisteslebens, dem gegenüber das Materielle nur mehr als das Nichtseiende oder sogar als das Nichtseinsollende, als das vom Geiste Abgefallene betrachtet wird. Gleicherweise erscheint auf der Höhe der deutschen Spekulation der Geist als Anfang und Ende, die Materie dagegen nur als eine Durchgangsstation der geistigen Entwicklung, als eine Selbstentfaltung des Geistes, aus der er erst zum vollkommenen Selbstbewußtsein sich erhebt. Immer mehr brach sich im Laufe des philosophischen Denkens die Erkenntnis Bahn, daß das Grundproblem aller Spekulation sei: einen richtigen Begriff des Geistes zu gewinnen, um von ihm aus alles andere verstehen und deuten zu können. Die Philosophie überhaupt, insonderheit die Philosophie der Kultur, muß zur Philosophie des Geistes werden.

Diese Einsicht wandte notwendig das philosophische Interesse dem Gegenstande zu, an dem wir in erster Linie des Geistes inne werden: unserer Seele. Erfreute sich diese auch stets ernster Beachtung, so hat doch eigentlich erst die jüngste Vergangenheit die Mittel und Wege gefunden, die psychologischen Fragen allseitiger in strengster Wissenschaft zu untersuchen. Die vielen psychologischen Zeitschriften und Bücher, die Kongresse, Lehrstühle und Institute bezeugen den Umfang und den Ernst der hier angestrebten Forschung.

Freilich ist die Psychologie ein Gebiet, das nicht nur wegen seiner teilweisen Unsinnlichkeit, sondern auch namentlich wegen seines Zusammenhanges mit Grundfragen der Weltanschauung große Schwierigkeiten aufweist. Es ist darum durchaus verständlich, daß wir gerade hier die mannigfachsten Anschauungen vertreten sehen.

Unsere Studie bezweckt, einen gedrängten Ueberblick über die modernen psychologischen Methoden und ihre Hauptresultate zu geben und vornehmlich letztere einer kritischen Sondierung zu unterziehen.

I.

Bis zum 15./16. Jahrhundert bleibt wie auf anderen Gebieten, so auch in der Psychologie die empirisch-rationale Methode des Aristoteles vorherrschend. So weit die wissenschaftlichen Mittel es gestatteten, suchte man

[1]) D. weilte, bevor er zur Präkonisation abreiste, kurze Zeit zur Erholung beim Pfarrer in Inkofen.

die rationalen Spekulationen auf den Befund einer erfahrungsmäßigen Untersuchung aufzubauen.

Der Beginn der Neuzeit brachte andere Anschauungen und andere Methoden. In der Naturwissenschaft gelangte die mathematisch-mechanische Auffassung immer mehr zum Durchbruch und bemächtigte sich allmählich auch der psychologischen Forschung. Wie das äußere, so dachte man sich auch das innere Geschehen unter mathematisch mechanischer Determination stehend. Es entstand die Assoziationspsychologie, die alle Wesensunterschiede von Geist und Materie außer acht ließ. Wie die körperlich-stofflichen Dinge sich gesetzmäßig aus Atomen kombinieren, so dachte man sich auch die Entstehung der inneren Phänomene als auf einer gesetzmäßigen Verbindung einzelner Eindrücke beruhend.

Eine Wandlung brachte das 18. Jahrhundert. Nach dem Vorgang von Buffon und Linné in der Botanik beschränkte man sich auch in der Psychologie darauf, das Material zu sammeln und zu klassifizieren, ohne eine philosophische Ausdeutung desselben irgendwie anzustreben.

Nachdem bereits im 17. Jahrhundert von Hobbes, Locke u. a. eine genetische Interpretation des Seelenlebens versucht worden war, kam diese im Anschluß an Darwins biologische Gesetze während des 19. Jahrhunderts zu weiter Geltung. Durch Anpassung und Vererbung soll sich nach ihr das höhere Seelenleben aus niedrigsten Anfängen entwickelt haben.

Parallel mit der biologisch-genetischen Deutung geht die in ihren ersten Anfängen gleichfalls weiter zurückreichende rein spekulative Erfassung der Seele, die mit Vorbedacht vom empirischen Material absehen will, um aus einem konstruierten Urprinzip heraus alles durch geistige Evolution verständlich zu machen.

Diese konstruktiven Willkürlichkeiten machten etwa seit der Mitte des vorigen Jahrhunderts wieder einer ernsteren wissenschaftlichen Arbeit Platz. Es begannen mit Weber, Fechner, Helmholtz u. a. die experimentellen Untersuchungen der Seele und ihrer physiologischen Bedingungen, die in vieler Hinsicht aufhellend und fördernd wirkten. Besonders fruchtbar wurden sie seit den siebziger Jahren des vorigen Jahrhunderts durch die Gehirnanatomie und -pathologie von Fritsch und Hitzig.

Alle diese neuen Methoden sucht der Nestor der deutschen Philosophie und Psychologie, W. Wundt, synthetisch zu verbinden, um sie so von ihren einseitigen Tendenzen zu befreien.

Aber trotz der vielen Hilfsmittel der neuesten Psychologie vermochte und vermag sie nicht dem Ganzen unseres Seelenlebens gerecht zu werden. Noch steht sie zu sehr unter dem Banne einer ererbten Metaphysik- und Spekulationsscheu oder aber unter dem Einfluß einer Spekulation, die den Zusammenhang mit der Wirklichkeit verloren hat. Nur die scholastisch-christliche Philosophie dringt auf volle spekulative Ausnutzung der Tatsachen, wobei sie diesen letzteren gegenüber alle modernen empirischen Methoden zur Anwendung zu bringen imstande ist. Vielleicht wäre ihr noch eine regere Anteilnahme an den experimentellen Untersuchungen zu wünschen, zu der ihr von ihren Grundvoraussetzungen aus alle Wege offen stehen. Sie allein vermag alle Gesichtspunkte und Methoden synthetisch zur Einheit zusammenzufassen.

II.

Diese stark differierenden Methoden mußten auch erhebliche Abweichungen in den Resultaten aufzeigen. Nach der mittelalterlichen aristotel.-thomistischen Psychologie war die Seele das Lebensprinzip, die Form des Körpers. Seele und Leib waren also zu einer Lebensgemeinschaft zusammengeschlossen. Mit dem Beginn der Neuzeit aber treten sie in der Philosophie des Descartes zu einem schroffen Dualismus auseinander. Die Seele ist bei Descartes reines Denken, der Leib mathematisch-mechanischen Gesetzen unterliegende Ausdehnung. Die Vermittelung zwischen beiden obliegt nach ihm den Lebensgeistern. Bei seinen Schülern, den Okkasionalisten Geulinx und Malebranche, stellt Gott durch stete Eingriffe die Wechselbeziehungen zwischen Leib und Seele selber her.

Indes vermochte man nicht, bei diesem Dualismus stehen zu bleiben. Die Vereinheitlichung vollzog sich nach zwei Seiten hin. Einmal konnte man an die mathematisch-mechanische Deutung des Körpers bei Descartes anknüpfen und dieselbe auch auf die Seele ausdehnen. Das führte zur Assoziationspsychologie, zum Sensualismus und krassen Materialismus, deren Hauptträger Toland, Priestley, Hartley, Helvetius, Holbach, Lamettrie u. a. waren. Materialistisch orientiert sind auch die Positivisten des 19. Jahrhunderts Comte, Mill, Spencer u. a. Ferner sind hierher zu rechnen Philosophen wie Steinthal, Forel, Vorländer, die sozialistischen Theoretiker sowie die Schule Häckels und Oswalds.

Der zweite Versuch, den Dualismus zu überwinden, erfolgte in der rationalistisch-idealistischen Richtung des Descartes. Zunächst suchte die Identitätsphilosophie das Seelenproblem dadurch zu lösen, daß sie im Geistigen nur eine andere Erscheinungsform des Körperlichen sieht und umgekehrt im Körperlichen nur eine andere Art des Geistigen und kommt so zum psychophysischen Parallelismus. Vertreten ist er namentlich durch Spinoza, Fichte, Schelling, Hegel, Schopenhauer, Fechner, Paulsen, Ebbinghaus, Eisler, Höffding u. a. Dieser kann nun wiederum so gefaßt werden, daß das Materielle und Psychische von Anfang an in Form gleichberechtigter Faktoren nebeneinander bestehen, indem sie, im Grunde eine Identifikation der beiden Descartes'schen Prinzipien, als zwei Erscheinungsarten desselben Absoluten betrachtet werden, wie dies besonders bei Spinoza, Schelling und ihren Anhängern der Fall ist. Oder aber dem geistigen Prinzip kommt der Primat zu, so daß die stoffliche Erscheinung ein Späteres, ja gewissermaßen ein Abfall vom Geiste oder eine Durchgangsetappe für seine höchste Entwicklung bildet. So erscheint der Leib als eine Entwicklungsform des Intellektes bei Hegel und seiner Schule, des Willens bei Leibniz, Fichte, Schopenhauer, Wundt, Münsterberg, der Phantasie oder Vorstellungskraft bei Froschhammer. Oder endlich der Parallelismus wird nur als einseitig ontologisch gefaßt, so daß jede körperliche Funktion bloß das Abbild der geistigen ist oder auch umgekehrt.

In direktem Gegensatz zur substanziellen Seelentheorie der christlichen Philosophie steht die sogenannte Aktualitätspsychologie, die in etwa schon von Hume vertreten wurde, besonders aber bei Wundt gelehrt ist. Ihr zufolge ist die Seele nur ein System von Akten.

Schon Locke hatte die Substanz der Dinge und somit auch der Seele für unerkennbar gehalten. Daraus ergab sich dann wenigstens erkenntnistheoretisch die Möglichkeit, daß die Träger der Erscheinungen wechseln könnten, so daß etwa an die Stelle des einen Ich ein anderes träte. Nach Locke erklärte Kant die Seele als jeder wissenschaftlichen Erkenntnis unzugänglich, da sie nie in einer Anschauung gegeben sein könne. Für ihn ist sie eine Idee, ein Postulat, ein regulatorisches Prinzip. In weiterer Ausführung und Modifikation findet sich diese Auffassung bei den Neukantianern der verschiedensten Richtung.

Neben diesen weite Kreise beherrschenden Anschauungen findet sich noch eine Reihe von Sonderdeutungen: Moderne Gnostiker und Okkultisten wie Hellenbach, du Prel u. a. verstehen unter Seele ein überirdisches, magisches Ich, einen Metorganismus. Bei Locke ist sie eine leere Tafel, die von den Sinnen beschrieben wird. Berkeley bestimmt sie als die einzige Wirklichkeit neben Gott, Lotze als einen Teil der absoluten Vernunft. Nach Rehmke und Schuppe steht sie als Bewußtsein und Ich dem Körper gegenüber, bei Hartmann ist sie die Summe unbewußter Kraftwirkungen und Bergson sieht in ihr den élan vital, dessen Erstarrung festes Gebilde und Körper wird.

In der Gegenwart stehen also, um die Hauptrichtungen noch einmal herauszuheben, einander gegenüber: Die scholastisch-kirchliche Auffassung (= die Seele ist eine unsterbliche, von Gott geschaffene, mit Freiheit begabte, geistige Substanz), daneben freiere Aristoteliker wie Stumpf, Becher, Külpe, James, Ward u. a., ferner die Identitätsphilosophen und Aktualitätspsychologen, endlich die neukantianischen und materialistischen Seelentheorien der mannigfachsten Schattierungen.

III.

Umstritten sind demnach in der Psychologie der Gegenwart: 1. Die Geistigkeit der Seele, 2. ihre Einheit, 3. die Freiheit des Willens, 4. die Substanzialität der Seele, 5. ihr Verhältnis zum Leibe. Indem nun hier zu diesen Problemen kurz Stellung genommen wird, soll zugleich die Frage nach der Berechtigung und Bedeutung der christlich-scholastischen Philosophie für die Gegenwart gestellt und beantwortet werden.

1. Der Satz von der Geistigkeit der Seele schließt jeden Materialismus, sei er theoretisch oder praktisch, vom Seelenleben aus. Eine materialistische Psychologie steht vor der Alternative, die psychischen Erscheinungen entweder mit den Vorgängen des Gehirns zu identifizieren oder vom Gehirn unmittelbar bewirkt werden zu lassen. Ersteres ist unmöglich, weil die Gehirnprozesse keinerlei Aehnlichkeit mit den Tatsachen unseres inneren Lebens haben. Das Gehirn ist ein räumliches Gebilde, dessen Funktionen in chemischen Prozessen bestehen. Die psychischen Geschehnisse aber sind unräumlich, und seelische Akte wie Sehen, Hören, Schließen, Urteilen haben in ihrem inneren Wesen mit chemischen Umsetzungen nichts zu tun. Wie sollte sich auch Wärme oder chemische Energie in Wahrnehmen oder Denken oder Wollen umformen? Aber selbst als unmittelbare Wirkursache der seelischen Funktionen kann das Gehirn nicht in Frage kommen. Immer muß die Ursache irgend welche Aehnlichkeit mit dem Effekte haben. Zere-

brale und psychische Akte sind völlig verschiedener Art. Wie sollte das material-mechanische Gehirn einen unsinnlichen Denk- oder freien Willensakt produzieren, wie die Quelle geistiger Normen in logischer, ethischer und ästhetischer Hinsicht sein? Zudem wäre in diesem Falle kein Träger für die seelischen Phänomene vorhanden. Das Gehirn erzeugte also fortwährend ihm heterogene Akte aus nichts. Besonders eklatant tritt die Unmöglichkeit des Materialismus hervor in den Höchstleistungen der Seele, in der Wissenschaft, Ethik, Kunst und Religion. In ihnen wird die zeitlich-materielle Welt umgeformt in eine geistige Welt ewiger Werte, eine Operation, der gegenüber jeder Materialismus versagt.

Zusammenfassend können wir sagen: Während die körperliche Sphäre ein Nebeneinander darstellt, besitzen wir in unserm Innern die sinnvolle, beziehungsweise Erfassung des Daseins, eine geistige Vergegenständlichung und Nachschöpfung des Ganzen, ein Verstehen von innen heraus, und bauen so aus dem Chaos einen Kosmos auf. Dies alles ist jedoch nur bei einem geistigen Seelenprinzip möglich.

2. Dieses kann indes nur als eine metaphysische Einheit gedacht werden. Unser Inneres stellt sich in zweifacher Hinsicht als eine Vielheit dar. Einmal umspannt das Gegenwartsbewußtsein eine Pluralität von Dingen, andererseits bestehen dauernde Beziehungen zwischen einer vielgestaltigen Vergangenheit und der Gegenwart. Aber trotz alledem sind wir uns bewußt, sowohl inbezug auf die Gegenwart wie die Vergangenheit, stets dasselbe identische Ich darzustellen, auf das wir alles andere beziehen. Mag sich Körper und Gehirn durch den Stoffumsatz erneuern, das Ichbewußtsein wird in seinem Wesen dadurch nicht berührt. Wir müssen also in uns eine überstoffliche, überzeitliche Einheit annehmen. Zur Erklärung dieser Tatsachen reicht die Assoziation nicht aus. Denn sie vermag weder die Ichbeziehung, noch die Erinnerung zu erklären. Scheinbar erhält sie eine Stütze durch die häufig vorkommende Erscheinung eines Doppelich. Indes haben wir in dieser Tatsache eine Krankheitserscheinung zu sehen, die bloß das eine beweist, daß es unserer Erinnerung nicht immer gelingt, alle im Bewußtsein gelegentlich auftauchenden Phänomene gleicherweise einheitlich zu umspannen und zu verbinden. Endlich versagt die Assoziation bei der Erklärung des freien Willens.

3. Freilich ist die innere Freiheit heftig bestritten. Doch wohl zu unrecht, wenn man auch für viele Fälle eine mehr oder minder starke Einschränkung derselben auf Grund von Anlage, Vererbung, pathologischer Physiologie, Erziehung, Milieu ꝛc. zugeben muß. Die Eigentümlichkeit unseres Wollens besteht darin, daß es auf Grund intellektueller Wertschätzung in Funktion tritt, d. h. auf die übrigen Seelenakte bestimmend einwirkt und unsere körperliche Energie zu gewissen Funktionen bereitstellt oder auslöst. Da der Wille dem Werturteil untersteht, so ist er einem adäquat erkannten absoluten Gute gegenüber notwendig gebunden. Diese Bindung ist aber zugleich höchste Freiheit, weil sie die volle Wesensentfaltung unseres Geistes bedeutet. Da uns indes im irdischen Leben absolute Güter in adäquater Erkenntnis nicht gegeben sind, so bleibt in den einzelnen Fällen eine mehrfache Möglichkeit für die Willensentscheidung. Gegen

eine solche kann nicht das naturwissenschaftliche Bedenken erhoben werden, daß durch freie Willensakte eventuell die konstante Energie der Natur geändert werden könnte. Denn es ist anzunehmen, daß die freie Willensentscheidung nur eine Variation der Energierichtung im Körper bewirkt, die nach dem Urteil vieler Philosophen und Naturforscher keinerlei Vermehrung der physiologisch-physischen Energie zu bedingen braucht, zumal es sich dabei um eine Wirksamkeit aus der geistigen auf die sinnliche Sphäre handelt.

4. Gerade durch seine Freiheit dokumentiert der Geist seine volle Gegensätzlichkeit zur Materie. Diese wird notwendig garantiert durch den substanziellen Charakter unserer Seele. Nach Hume, Wundt u. a. soll unsere Seele nichts als ein ständiges Hinfließen der Erscheinungen sein. Dem steht aber die Konstanz des Ichbewußtseins entgegen, sowie besonders auch die Tatsache, daß die psychischen Funktionen ein homogenes Subjekt haben müssen, ferner, daß die seelischen Fähigkeiten, die nicht immer in actu sind, sondern intermittierend sich betätigen, einen dauernden Träger verlangen, in dem sie ruhen, wenn sie außer Funktion sind.

5. Die Substanzialität der Seele wurde besonders problematisch, seitdem Locke die Behauptung aufgestellt hatte, von einem Gegenstande seien nur seine Erscheinungsformen, nicht aber seine Substanz erkennbar. Mit ihm vertritt Kant die These, eine Seelensubstanz könne nie Gegenstand einer wissenschaftlichen Erkenntnis sein, weil sie in keiner Anschauung gegeben sei. Indes ergibt jede innere Untersuchung, daß wir uns bewußt sind, eine solche in uns zu tragen. In uns finden wir die Ursache unserer seelischen Handlungen, sowie ihren Träger und haben zugleich noch ein eigenes Wissen um sie. Indem ich denke, bin ich mir bewußt, diesen Akt zu verursachen, zu erhalten und habe noch dazu das Wissen, daß ich im Augenblicke denke oder höre oder sehe. Da nun diese mehrfache Funktion auf ein und dasselbe Ich bezogen wird, so ist dieses, wenn auch nicht sinnlich wahrnehmbar, so doch für die Erkenntnis notwendig gegeben. Jeder erfaßt in sich mitsamt seinen Akten reflexiv und intuitiv auch sein metaphysisches Ich. Daraus folgt weiterhin die Unmöglichkeit, daß die seelische Substanz in den einzelnen Menschen wechseln könne, oder daß allen Menschen die gleiche Seelensubstanz zu Grunde liege. Wären diese Fälle denkbar, so wäre einmal die Konstanz eines identischen Ichbewußtseins, dann fernerhin seine Individualität völlig unerklärlich. Und endlich bliebe unverständlich, warum wir nicht unmittelbar miteinander in Verbindung treten können, sondern dies nur äußerlich durch sinnliche Medien vermögen.

6. Auf den Körper ist die Seele angewiesen zwecks Kommunikation mit anderen. Aber auch hinsichtlich ihrer eigenen Entwicklung. Das führt zu der heißumstrittenen Frage nach dem metaphysischen Verhältnis von Leib und Seele. Hier sind drei Möglichkeiten ins Auge zu fassen: Wechselwirkung, psycho-physischer Parallelismus und substanzielle Einheit.

Daß ein Ineinander von Körper und Seele stattfindet, beweist die freie Handlung, das Reden, die Wahrnehmung u. a. Diesem nun würde man an sich gerecht durch die Annahme einer Wechselwirkung zwischen Leib und Seele. Dabei müßte freilich vorausgesetzt werden, daß die psychischen

Akte die Nebenwirkung hätten, zugleich entsprechende körperliche Begleiterscheinungen auszulösen und umgekehrt (Doppeleffektheorie); denn an und für sich vermag weder eine körperliche Funktion auf den Geist zu wirken und dort Empfindungen, Gedanken ꝛc. zu veranlassen, noch eine geistige Aktion, etwa bloßes Denken oder Wollen auf den Körper eine Wirkung auszuüben. Indessen wird die von uns erlebte Wesenseinheit zwischen Leib und Seele durch diese Hypothese nicht erklärt.

Dem psychophysischen Parallelismus zufolge sind die körperlichen und geistigen Funktionen in tiefstem Grunde identisch und zwar so, daß sie entweder als Erscheinungsformen eines und desselben Absoluten gedacht werden oder so, daß die äußere Reihe nur als ein Abbild der inneren erscheint oder auch umgekehrt.

Demgegenüber muß betont werden: Erstens besteht ein voller Parallelismus zwischen Leib und Seele überhaupt nicht zurecht; denn es gibt körperliche Phänomene, denen keine geistigen und geistige, denen keine körperlichen entsprechen. Ferner kann man weder beide Funktionsreihen, noch eine derselben in bloßen Schein oder Erscheinung auflösen. Wir erleben beide als volle Realitäten, und jede stellt in ihrer Art etwas Eigenes mit der andern völlig Unidentifizierbares dar. Die körperlichen Funktionen sind wesentlich anderer Art, als die geistigen. Erstere verlaufen mechanisch-chemisch, letztere sind immanente Akte des Verstehens und Wollens. Ein logischer Schluß hat mit dem Ablauf eines chemischen Prozesses nichts zu tun. Es bleibt durchaus unverständlich, wie beide Reihen Erscheinungen desselben Absoluten sein sollen oder auch, wie die eine als Erscheinung der anderen aufgefaßt werden könnte. Der Parallelismus hat demnach mit den schwersten Bedenken zu kämpfen.

Als letzte Erklärungsmöglichkeit bleibt die substanzielle Einheit von Leib und Seele. Diese Auffassung ist eine Weiterbildung der aristotelischen Lehre, daß die Seele die Entelechie (das Formprinzip) des Körpers sei. Nach ihr haben wir uns das Verhältnis von Leib und Seele so zu denken, daß die substanziellen Prinzipien des Körpers und der Seele sich im Menschen zu einer substanziellen Einheit derart zusammenschließen, daß gewisse Funktionen des Geistes solchen im Gehirn entsprechen und umgekehrt. Dabei nimmt man an, daß sowohl die geistigen wie die körperlichen Funktionen die entsprechenden Reaktionen in der anderen Sphäre nicht vollständig bewirkten, sondern bloß auf die Energierichtung bestimmend Einfluß übten, wobei eine Energieverschiebung von dem einen in das andere Gebiet vermieden werde.

Diese Theorie entspricht dem Tatbestande am besten, obwohl auch sie noch manches unerklärt läßt. Jedenfalls aber deutet sie unsere Erfahrung richtiger, als die vorgenannten Anschauungen, wahrt auch die Sonder- und Eigenart von Seele und Leib besser als etwa die modernen Gnostiker und Okkultisten, ferner wie Bergson, Schuppe, Rehmke u. a. und wie vor allem auch die idealistischen Philosophen.

Die Resultate unseres kurzen kritischen Ganges durch die moderne Psychologie sind nichts anderes als die alten Positionen der christlichen Philosophie. Mag auch die moderne Forschung namentlich in experimen-

teller Hinsicht unsere Erkenntnisse sehr gefördert haben, die metaphysischen Stellungnahmen der christlichen Philosophie sind dadurch nicht überholt worden, sondern sind noch heute wie zuvor die notwendigen Postulate der Tatsachen.

Ist aber der Geist in uns selbst als ein freies, substanzielles Phänomen und als Prinzip unseres Lebens erkannt, dann ist uns der Weg gebahnt, zur Erfassung der Absolutheit des Geistes überhaupt. Und nur unter diesem Bekenntnisse ist der Aufbau einer idealen Kultur und der Glaube an ihre zeitlosen Werte möglich.

□ □ □

Vereinfachtes Studium der Väter und der altchristlichen Liturgie.

Von Prof. Dr. Christ. Schmitt, Coblenz.

Warum finden in Katechese und Predigt bei einem Dogma oder einer religiösen Uebung so seltene Verwendung kernige Worte aus Vätermund und aus der Liturgie? Gilt es — um nur bei der Eucharistie und dem Opfer zu verbleiben — recht eindrucksvoll zu reden, bieten sich dann eindrucksvollere Titel dar als das ignatianische „Heilmittel zur Unsterblichkeit"? das origenistische „munus consecratum, von dem ja nichts verloren gehen darf"? Wenn schon aus dem Jahre 350 Makarius Magnes lehrt: „Dies ist mein Leib, dies ist mein Blut! Also nicht ein Bild des Leibes, noch ein Bild des Blutes, wie einige Schwachsinnige gefaselt haben, sondern in Wahrheit Leib und Blut Christi", ist das nicht geeigneter, Schwachgläubige, deren es unter unseren Zuhörern mehr gibt, als wir wohl vermuten, zu stärken, als alle Apologien gegen Luther, Calvin und Zwingli? Und wenn wir doch an die Wurzeln des kirchlichen Lebens unsere Katholiken führen sollen, warum lehren wir sie nicht mit der Sekret des 7. Sonntags nach Pfingsten, daß alle Opfer des alten Bundes von Abels Opfer an bis zu dem, was die Gottesmutter brachte, als sie ihr Lämmlein zu Jerusalem zum Tode weihte, ich sage alle zusammengenommen in der heiligen Messe enthalten sind, weil hier der lebendige Gottmensch selber ist? — Es ist ein Lieblingsgedanke der Väter (Gregor von Nazianz und von Nyssa ἀνατμάκτῳ τομῇ), die Worte der Konsekration mit einem Schwerte zu vergleichen, das heute noch die ambrosianischen Worte wahr macht: Antea agnus offerebatur, offerebatur et vitulus, nunc Christus offertur! Und wenn schon ein Cyrillonas (um 396) und ein Augustin (um 400) überzeugt waren: „Christus trug sich selbst in seinen Händen", wird dies markige Wort nicht den Katholiken noch mehr bestärken in seinem unzerstörbaren Glauben, der ihn bei der hl. Wandlung auf die Knie zwingt? — Es hieße hier wirklich, so wird man mir zugestehen, dem gläubigen Volke Goldbarren vorenthalten und es mit abgegriffener Münze entlassen, wollte man als Katechet und Prediger die Väter und die Liturgie zurücksetzen.

Aber, wird man mir sofort entgegnen: Wer kann sich in so teueren Zeiten etwa die 37 Bände der neuen Kösel'schen Väter-Ausgabe oder die liturgischen Novitäten der Herderschen Offizin leisten?

Allerdings! Eben deshalb freut es einen, wenigstens für die Patristik — aber auch die Liturgie soll nicht ganz vergessen sein — namentlich den jüngeren Klerus auf 4 Bücher aufmerksam machen zu können, welche ein vereinfachtes Studium beider theologischen Disziplinen auch dem ermöglichen, welcher fern von jeder größeren theologischen Bibliothek sein Wissen ernsthaft vertiefen will.

Mit Zugrundelegung des Wortlautes der letzten 5. Auflage der Rauschen-Patrologie, aber unter mustergültiger technischer Vervollkommnung, namentlich bezüglich chronologischer Einreihung der einzelnen Schriftsteller, aber

vor allem durch scharfe Fixierung des jedesmaligen Lehrgehaltes, hat Professor Wittig jetzt eine herrliche Patrologie[1]) geschaffen.

Für einzelne Dogmen findet er vielfach das treffende Stichwort des Schriftstellers heraus (für die unerschütterliche Festigkeit des Stuhles Petri hebt er kurz, z. B. S. 271, die Worte des Hormisdas hervor: integra et verax christianae religionis et perfecta soliditas), aber, um nicht durch wörtliche Anführung der Beweisstellen sein Werk anschwellen zu lassen, so daß es also wie etwa Nirschls (übrigens auch vorzügliches patristisches) Werk ins Breite ginge, verlangt er die drei trefflichen Enchiridien von Rouet de Journel[2]), Konrad Kirch[3]) und Heinrich Denzinger-Bannwart[4]) in der Hand eines jeden, der seine eigene Patrologie benutzt. Am Seitenrand ist besonders bei den Abschnitten über den Lehrgehalt der einzelnen Väter allemal auf jene Quellenbücher, die genannten Enchiridien, verwiesen.

Es weht auch, was man wohl an den Büchern des verstorbenen verdienten Professors Rauschen nicht ganz mit Unrecht vermißt hat, durch diese 6. Auflage seiner Patrologie ein warmer Geist. Man schlage nur etwa nach Seite 107/8 beim hl. Cyprian, 181/2 bei Chrysostomus usw.

□ □ □

Die Einsetzung der Sakramentalien.

Von P. Gregor v. Holtum O. S. B., Prag, Abtei Emaus.

Es ist klar, daß die Sakramentalien, in genere gefaßt als eine besondere Gnadenquelle nach und neben den Sakramenten, nur in einem Willensakt Christi ihren Ursprung haben. Aber dieser Willensakt Christi konnte der Kirche entweder jene Gewalten anweisen, aus denen wenigstens einige Klassen der Sakramentalien abgeleitet werden, und damit sich begnügen, oder er konnte, über das Gesagte hinausgehend, noch eine etwaige besondere Grundlage in der angegebenen Hinsicht schaffen, und er konnte endlich selber individuell bestimmte Sakramentalien seiner Kirche zuweisen.

Es ist nun sofort einleuchtend, daß die Kirche von Christus unmittelbar eingesetzte Gewalten besitzt, aus denen wenigstens bestimmte Sakramentalien unmittelbar resultieren; sie besitzt eine wahre, uneingeschränkte Weihegewalt; sie erhebt durch sakramente Weihehandlungen Personen aus dem Laienstande nach gewissen Vorstufen in einen Stand, in dem sie dem Charakter nach, in unauslöschlicher Bezeichnung der Seele, wirklich geweihte Personen sind; folglich kann sie um so mehr Sachen weihen, in der Art, daß auch diese objektiv und nicht bloß moralischer Schätzung nach, wirklich geweiht sind. Zu welchem Zwecke? Einerseits, weil solche Sachen liturgisch verwertet werden; dann sind diese Sachen aber nicht Sakramentalien, weil nicht bezogen auf die unmittelbare Vermittlung von Gnade, andererseits, um ähnlich wie die Sakramente verwendet zu werden; dann sind sie eigent-

[1]) 6. und 7. Aufl. des „Grundrisses der Patrologie von Gerh. Rauschen mit besonderer Berücksichtigung des Lehrgehaltes der Väterschriften". Freiburg, Herder, 1921. Mark 30. 330 Seiten.

[2]) Patristicum enchiridion locos ss. patrum doctorum, scriptorum ecclesiasticorum. Editio altera; Herder 1913.

[3]) Fontium historiae ecclesiasticae antiquae enchiridion. Editio secunda et tertia; Herder. 1914.

[4]) Symbolorum, definitionum, declarationum de rebus fidei et morum. Editio duodecima; Herder 1913.

liche Sakramentalien. Solche Sakramentalien sind also unmittelbar kirchlichen Ursprungs, mittelbar aber göttlicher Einsetzung. — Eine andere, unmittelbar von Christus im innern Zusammenhang mit den höheren Weihen der Kirche mitgeteilte und durch besondere Verheißung bekräftigte amtliche Gewalt ist die gegen die Dämonen; deshalb ist auch der Exorzismus ein eigentliches Sakramentale, und zwar ein mittelbar von Christus gewolltes Sakramentale; es ist eben die Ableitung dieses Sakramentale aus der besagten Verheißung eine begrifflich notwendige; wer die Gewalt wollte, wollte damit auch eo ipso den Exorzismus selber; es ist also falsch, denselben als eine kirchliche Einrichtung zu bezeichnen; die erst später erfolgte Ableitung dieses niederen Weihegrades aus den höheren ist keine ernst zu nehmende Schwierigkeit.

Eine besondere Grundlage als Quelle von Sakramentalien hat der Herr in seiner Kirche aus Gnade mitgeteilten höchsten Gebetsgewalt geschaffen, von der früher die Rede war, der jenes Gebet entquillt, in dem am allereigentlichsten Christus sich in ihr und mit der Kirche an seinen himmlischen Vater wendet und sich für sie verwendet, auf daß sie ihren Gliedern Gnade zuwenden könne. Es entstammen dieser Gewalt eine Menge von Benediktionen; da wir aber keinerlei historisch nachgewiesenen Grund haben, auch nur eine derselben als unmittelbar von Christus gewollt zu erklären, so müssen wir im Gegenteil annehmen, daß alle unmittelbar von der Kirche herrühren; denn diese Annahme genügt zur Erklärung, und da sie genügt, gilt auch hier der Spruch: Entia non sunt multiplicanda sine necessitate.

Nun ist die letzte Frage zu beantworten: Hat Christus — nach den eben gegebenen Einschränkungen — bestimmte Sakramentalien unmittelbar enigesetzt? Die Frage bezieht sich also nur auf Seelsakramenkalien, und das soll erforscht werden, ob individuell bestimmte Sakramentalien von Christus unmittelbar gewollt worden sind, z. B. das Weihwasser.

Es sei dieses zuerst besprochen. Es ist nicht viel hier zu bemerken.

Nach den historischen Forschungen der Liturgiker ist es streng erwiesenes Resultat, daß dasselbe zwar schon mindestens im 5. Jahrhundert zu Rom im Gebrauch war, aber durch nichts als apostolische Einrichtung, geschweige denn als mittelbar göttliche Einrichtung nachgewiesen werden kann.

Verhält es sich ebenso mit der Weihe von Oelen? Eines steht auch hier sofort als gesichertes Resultat da: insofern es sich um heilige Oele handelt, die mit den Sakramenten als zu deren gültiger Spendung erforderlich nichts zu tun haben, kann auch hier von einer unmittelbaren Einsetzung durch Christus nicht die Rede sein; es wird sich das aus dem ergeben, was sogleich zu sagen ist. Bezüglich des Krankenöles und des hl. Chrisma schreibt Schmid, Die Sakramentalien der katholischen Kirche, 1896, S. 128: „Die gewöhnliche Ansicht der Theologen sagt: Betreffs des Krankenöls ist es theologisch gewiß, daß die Weihe desselben von Christus selbst angeordnet wurde; betreff des Chrisam als Salböl für die Firmung muß dies wenigstens als höchstwahrscheinlich angenommen werden." Bleiben wir bei dieser Annahme stehen, so folgt sofort, daß, wenn das Krankenöl auch noch

außer der hl. Oelung zur Vermittlung von Gnade an Gläubige gebraucht würde, wir hierin ein von Christus unmittelbar gewolltes Sakramentale zu erblicken hätten; denn Christus wollte offenbar die Existenz dieses hl. Oeles nach allem, was in seiner Natur gelegen ist; nun würde aber, falls die Kirche es in der gedachten Art anwenden sollte, auch die Verwendung derselben als Gnadenmittel in der Natur desselben liegen, und somit hätten wir ein unmittelbar von Christus gewolltes Sakramentale. Trifft nun aber eine solche Verwendung von seiten der Kirche zu? Nein, heutzutage nicht mehr, wohl aber war das früher der Fall: „Dieses Krankenöl war ursprünglich nicht ausschließlich für die Spendung des heiligen Sakramentes der letzten Oelung bestimmt, sondern diente auch als Sakramentale für private Krankenheilungen; noch im 11. Jahrhundert bedienten sich desselben die Gläubigen zur Selbstsalbung" (Franz, Die kirchlichen Benediktionen, I, 356). So Thalhofer-Eisenhofer a. a. O. I, S. 627, Anm. 6.[1]) Somit bestand einmal in der Kirche ein unmittelbar von Christus eingesetztes Sakramentale. Gegenwärtig bedient die Kirche sich dieses hl. Oeles nur noch zur Glockenweihe; das ist aber kein eigentliches Sakramentale. Des hl. Chrisams bedient sich die Kirche aber auch bei der Taufe, auch bei der von Erwachsenen, und bei der Bischofsweihe, höchstwahrscheinlich (wer die diesbezügliche Ansicht der Theologen nicht bloß für höchst wahrscheinlich, sondern für gewiß hält, muß sagen: „zweifellos") ist diese Verwendung, die zur Konstituierung eines unmittelbar von Christus gewollten Sakramentale ausreichende Verwendung einer heiligen Sache, falls die liturgische Formel die Vermittlung von Gnade ins Auge faßt. Trifft das nun zu? Bei der Taufe spricht der Priester: Deus omnipotens Pater Domini nostri Jesu Christi, qui te regeneravit ex aqua et Spiritu sancto, quique dedit tibi remissionem omnium peccatorum, ipse te liniat chrismate salutis in eodem Christo Jesu Domino nostro in vitam aeternam. Kann das (beim Erwachsenen) als Sakramentale betrachtet werden? Ich meine, daß diese Zeremonie nicht notwendig uns zu dieser Annahme führt. Sie kann recht wohl auch als eine cerimonia significativa betrachtet werden, mit der sich ein Segensspruch der Kirche verbindet. Wer kann leugnen, daß diese Salbung mit Chrisam sehr ausdrucksvoll ist? Aber ist sie schon um dessentwillen ein Sakramentale? Gewiß nicht! Und macht sie denn die Hinzufügung eines Segensgebetes zu einem solchen? Ebenfalls nicht! So können wir denn nur sagen: „Non liquet."

Bei der Bischofsweihe aber kommt eine doppelte Salbung mit Chrisam vor. Zuerst wird das Haupt gesalbt unter der Formel: Ungatur et consecretur caput tuum, coelesti benedictione, in ordine Pontificali. In nomine Patris et Filii et Spiritus Sancti Und dann folgt eine längere, auf die vorhergegangene Salbung bezugnehmende und an einer Stelle (multiplica super eum † benedictionem) eine Segnung enthaltende Präfation, die teils den Sinn der Salbung entwickelt, teils überhaupt auf das bischöfliche Amt Bezug nimmt. Und diese Präfation ist nun sichtlich als Aus-

[1]) Vergl. Thalhofer-Eisenhofer: Handbuch der katholischen Liturgik[2] II, 474 ff.

übung der potestas Deum ministerialiter deprecandi gedacht, wie eine sorgfältige Prüfung ergibt. Demgemäß haben wir in ihr ein wahres Sakramentale, und da die Salbung zum Ritus als Ganzem gehört, so liegt unzweifelhaft auch in der Salbung ein Sakramentale vor. Auch die zweite, ebenfalls mit Chrisma erfolgende Salbung, die der Hände, muß, wie eine Prüfung des Formulars ergibt, als Sakramentale gefaßt werden.

□ □ □

Liturgie oder Kunst in der Paramentik

Von Helene Stummel, Kevelaer.

Nachdem während der letzten Kriegsjahre die Paramentik fast brach gelegen hat, regt man sich jetzt wieder vielfach und mancherlei Anfragen veranlassen mich, an dieser Stelle einige Gedanken über „mein Spezialgebiet" künstlerischer Paramentik" mitzuteilen. Es fragt sich, wann die Kunst im allgemeinen Sinne, hier in Weberei und Nadelarbeit, überhaupt ein Recht hat, auf das Gebiet der liturgischen Gewandung Einfluß auszuüben? So, wie die Paramentik heute in die Erscheinung tritt, erweckt sie mir immer die Vorstellung einer Mißheirat, und zwar der traurigsten und widernatürlichsten Art, etwa als wenn ein armer Krüppel mit einer mit wertlosem Flittertand behängten, seelen- und herzlosen Person den Bund fürs Leben geschlossen hat. Das klingt manchem gewiß zu hart und doch kann ich ohne Mühe die Berechtigung des Vergleiches dartun. Ich komme dadurch sofort zum Kernpunkt und zur Kardinalfrage: „Was sollen die priesterlichen Gewänder vor allem erfüllen, wenn sie dem tiefsten Sinn der liturgischen Bestimmungen nach aufgefaßt sind?"

Dann haben sie geradezu eine göttliche, schöpferische Aufgabe. Sie haben dann etwa das zu vollbringen, was Gott durch den Wandel der Jahreszeiten tut, wenn er aus der winterlichen, farblosen Erde den grünen Frühling, den goldenen Sommer, den farbenglühenden Herbst erstehen läßt, dieselbe Erde immer von neuem umwandelt, ihr ein immer vom vorigen verschiedenes, deutlich vom anderen zu unterscheidendes Kleid verleiht.

So soll die priesterliche Kleidung den Menschen in den Priester, den Stellvertreter Gottes, umwandeln. Also zunächst will die hl. Liturgie Veränderung. Sie hebt gleichsam durch die symbolisch bedeutungsvollen Gewänder den Menschen auf und schafft den Priester, erhebt ihn über die Masse hinauf, zeigt ihn den Gläubigen als den „alter Christus", den, der da Macht hat, aus Brot und Wein Gott zu erwecken, täglich von neuem das höchste Wunder zu wirken, das Gott zu wirken ihn beauftragt hat.

Ist die Veränderung gewissermaßen das Fundament der liturgischen Absicht, so baut sich darauf auf die Idealisierung, Vergeistigung, Weihe und Würde, kurz, alles, was denkbar ist, um die Gestalt des Priesters seiner ehrfurchtsvollen Aufgabe entsprechend zu umgeben.

Zu der bezweckten Veränderung bedient sich die Liturgie der Umhüllung. Sie verlangt durch Humerale und Albe eine so vollkommene Abschließung und Bedeckung, wie die Bewegungen und Funktionen des Priesters sie nur eben zulassen. Ganz gewiß würde die hl. Liturgie, wenn man sie fragen könnte, mißbilligend sich äußern zu der unschönen, untergeordneten Anbringung, die verzweifelte Aehnlichkeit mit dem Vorgang beim Friseur hat, ehe er die Haare schneidet, und Verwendung des sinnvollen und eindrucksvollen Humerale in seiner richtigen Auffassung.

Ebenso bestimmt würde sie in dem Abschneiden der Albe zugunsten einer Spitze ein Verkennen ihrer tiefsten und weihevollsten Absichten sehen, denn jede Spitze nimmt der Albe von ihrer mystischen Bedeutung und Wirkung soviel hinweg,, als sie durch ihre Maschen das schwarze Alltagskleid des Priester-Menschen hindurchscheinen läßt.

Beim aufmerksamen Lesen der kurzen liturgischen Bestimmung über die Albe sehe ich leicht die Gestalt eines Engels, wie wir gewöhnt sind, ihn uns zu denken. Also etwas überirdisch Anmutendes soll die Albe sein. Noch nie sah ich in alter oder neuer Kunst einen Engel oder gar Christus mit spitzenbesetzten weißen Gewändern. Wenn die Kirche sie duldet, so wünscht sie doch das, was am meisten ihrer hohen Idee von der priesterlichen Gewandung zur Verwirklichung gereicht. Jede Spitze ist eine Zerstörung der festen Stofffläche, eine Auflösung des Ernstes in spielerische, launenhafte Tändelei, eine Indiskretion der heiligen, mystischen Abgeschlossenheit gegenüber, wie die Liturgie sie beabsichtigt, und deshalb sollte sie weder an der Person des Priesters noch am Altar Verwendung finden.

Steht der Priester mit dem Humerale auf dem Kopfe, mit der Albe, der reinen, weißen, liturgischen Albe, und dem Cingulum fertig da, so legt er Stola und Manipel an, um dann mit dem Meßgewand bekleidet zu werden. „Als Hauptgewand des Priesters soll die Kasel weit und groß genug sein, um alle übrigen Gewänder zu bedecken und zu schützen", sagt Gihr und spricht so ganz im Sinne der hl. Liturgie. Aus schlichter, weißer Seide umfließt in schönen Falten den Priester das hohepriesterliche Gewand und die letzte und wirksamste Weihe mit verleiht der Gestalt das nun erst vom Kopf herabgestreifte Humerale. Es löscht sozusagen schließlich noch den Stil des Menschen aus, um ihn umso sicherer zum Hohenpriester zu gestalten. Die nackte Glätte zwischen Kopf und Schultern des Priesters, wie sie entsteht, wenn das Humerale fest um den Hals gezogen und in den Kragen eingesteckt wird, wirkt modern, weltlich, nüchtern und stört, wenn auch alles andere im besten Sinne liturgisch ist, schließlich doch den ganzen Eindruck.

So erkenne ich das Idealbild des Priesters, wie ihn die hl. Liturgie sich denkt und wünscht und wie er so leicht zu verwirklichen ist, wenn man nur erst den eigentlichsten, tiefsten Sinn der Bestimmungen erfaßt hat. Er liegt in vielen Klauseln und Zulassungen verborgen, wie die Perle in der Muschel, wie das Goldkorn im Flußsande. Welche Mühe gibt sich nicht der gewinnsüchtige Mensch, diese zu finden!

Und nun versteht man, wie ich zu dem Krüppel komme. Neben dem Idealbilde sehe ich mit Schmerz auf den Priester in der durch Spitze zerstörten Albe, in der bis zur notdürftigsten Kleinheit verstümmelten Kasel. Und um das Bild noch trostloser zu machen, gesellt sich zum Krüppel das, was man Kunst n e n n t, was aber mit wahrer Kunst nichts zu tun hat.

Als einzigstes, aber durchschlagendstes Mittel zur Genesung der Paramentik kenne ich nur die geschlossene, einheitliche Rückkehr zu dem, was die Liturgie u r s p r ü n g l i c h zu dem hohen Zweck der würdigen Feier des hl. Meßopfers als Gewandung für den Priester beabsichtigt hat, und damit wäre ohne Zweifel das Höchste erreicht, was über alle Kunst hinweg zu erreichen ist. Vielleicht mutet der letzte Satz recht kühn an. Er wird aber an Berechtigung gewinnen, wenn ich mitteilen kann, daß ich am 21. Nov. 21 in Essen vor einer großen und aufmerksamen Zuhörerschar gerade diesen Satz durch Wort und Tat vertreten habe. Ganz im Sinne der Gedanken, die ich heute geäußert, kleidete ich einen Priester an und hatte die Freude, damit allgemeine Begeisterung zu wecken. Zur praktischen Ausführung gab ich den Rat, für die große, weiche, federleichte Kasel sich der rohen Seide zu bedienen, die in ihrer Naturfarbe (fast rein weiß bis zum bräunlichen crème-weiß) für weiße Paramente, d. h. Gewänder, dann in guter Färbung für rot, grün, violett, in den Seidengeschäften zu kaufen seien. Allein schwarz ist nicht so empfehlenswert, kann aber durch jede andere gute, schwarze und schlichte Seide ersetzt werden. Diese rohe Seide ist gewebt wie das Leinen, hat aber eine gewisse körnige Unebenheit, weil der Seidenfaden bald dicker, bald dünner ist. Gerade diese Eigenschaft gibt indessen der Seide einen dem Byssus ähnlichen Charakter. Erwiesenermaßen ist sie haltbar und auch heute noch nicht unerschwinglich teuer. Form, Farbe und Fülle tun bei diesen Gewändern alles. Zum Schmuck bedarf es nur eines schmalen Gabelkreuzes und als Futter den gleichfarbigen Satin. Nach vielen Versuchen und dem Anklang, den diese Pseudo-Byssus-Gewänder gefunden, darf ich sagen, daß es dem Ideal entspricht, bis auf die letzte Frage, die Größe der alten Pänula.

Wenn wir nun auch davor stehen bleiben, so haben wir doch Bedeutendes erreicht im Sinne der hl. Liturgie und zur Verherrlichung und eindrucksvolleren Gestaltung des hl. Meßopfers.

Eine zu große und nicht kurz abzumachende Frage wäre dann erst die künstlerische Ausstattung des Kunstwerkes: Die priesterlichen Gewänder im eigentlichen liturgischen Geiste. So viel kann ich aber heute schon sagen, daß es sich dann um eine zarte, vergeistigte, sich in allem dem liturgischen Gesetz für die Wirkung (zunächst und hauptsächlich) des Gewandes an sich unterwerfende Kunst handeln darf, die nur leise und getragen einstimmen wird in den Hymnus von der liturgischen Schönheit unseres hl. Kultus, besonders des hl. Meßopfers.

□ □ □

Sollicitudo pastoralis.

Von Pfarrer Anton Marx in Ursberg (Bayern).

Vom heiligen Karl Borromäus heißt es in der Oration: „Illum pastoralis sollicitudo gloriosum reddidit"; so war er denn auch schon mit 47 Jahren aufgerieben. Kajetanus starb während eines Straßenkampfes in Neapel vor Kummer und Herzeleid im Andenken an die Seelen, welche in diesem Bürgerhaß dahinstarben. Klemens Hofbauer war, wie sein Schüler, der spätere Kardinal Rauscher, berichtet, „den ganzen Tag im Dienst Gottes, in heiligen Verrichtungen und Arbeiten für das Heil der Seelen beschäftigt". „Indefessis curis et laboribus", darf Pius X. von sich schreiben, arbeite er am Heil der Seelen.

Auch unsere Parole muß lauten: „Unentwegte, intensive Seelsorge". Im Folgenden hierzu einige Aphorismen.

1. Er will seine Ruhe haben. Ein älterer Pfarrer läßt sich von einer größeren Gemeinde in eine kleinere versetzen. Hier herrscht ein blühendes, religiöses Leben, es gibt einige Vereine, die ein wenig mehr Arbeit machen. Da erklärt der neue Pfarrer, er habe diese Pfarrei angenommen, um endlich einmal seine Ruhe zu haben und läßt alles einschlafen, was der Vorgänger gepflegt hat. Wie sagt doch Kardinal Manning in seinem goldenen Büchlein, „Das ewige Priestertum": „Eine kleine Gemeinde wird leicht zu einem Ruhekissen und der Priester zu einem harmlosen Lotosesser." — Eines Tages bat den verstorbenen Bischof Felix von Trier ein Klostergeistlicher, er möge doch nach beendeter Visitation noch dableiben zur Erholung. Da antwortete er: „Ich bekomme Zeit genug zum Ausruhen, wenn ich im Himmel bin." Hätte nicht jener Pfarrer auch so denken und den Wünschen seiner neuen Pfarrkinder nach Kräften entsprechen sollen? Er ist nun schon längst nicht mehr unter den Lebenden und hat wohl einen schweren Weg der Reinigung durchzumachen, ehe er in die Sabbatruhe Gottes eintreten darf.

2. Ein Pfarrer hatte sich zwei Lebensgefährten erkoren, die ihn jahrzehntelang treu begleiteten, aber nicht zum Besten seiner armen Pfarrkinder: die lange Pfeife und die Bierflasche. Trotz Zipperlein hielt er treue Freundschaft bis zum Grabe mit ihnen. Sonderbarerweise hielt ihm der Offiziant bei der Beerdigung noch eine Lobrede Jedermann wußte doch, wie wenig der Pfarrer getan hatte in seinem Amt und wieviel kostbare Zeit verschwendete er in ödem Genuß! Und er hatte so gute, echt katholische Pfarrkinder. Was hätte er in dieser Gemeinde wirken können, wenn er eifrig gewesen wäre! — Hat er nie gelesen, was die Schrift sagt vom Acker des Faulen und vom Knecht, der sein Talent vergräbt? Bequemlichkeit und Genußsucht sind die Köder, mit denen der Satan schon manchen Seelsorger lahmgelegt hat.

3. Zelo zelatus sum pro Domino Deo exercituum. In einer größeren Landgemeinde wirkte lange Jahre hindurch ein Pfarrer, der ein echter Seelsorger war. Kirche, Schule, Verein, Krankenbett, überall war er mit Eifer und Klugheit, Hingabe und unermüdlichem Fleiß tätig. Dabei war er von heiterer Gemütsart im persönlichen Verkehr, sodaß ihn das Volk nicht nur hochschätzte,

sondern auch überaus liebte. Als er vom Bischof abgerufen wurde, um eine große Pfarrei zu übernehmen, war begreiflicherweise die Trauer sehr groß. Wenn er es gekonnt hat, warum können es nicht auch andere? Woher kommt es, daß es so manche Pfarrei gibt, die zwar — wie Alban Stolz sagt — einen Pfarrer hat, aber keinen Seelsorger? Weil es fehlt an jenem inneren Feuer, das der Heiland auf die Welt gebracht hat und von dem er will, daß es entbrenne vor allen Dingen in den Herzen seiner Priester. Und warum fehlt es daran? Weil mancher nicht ritterlich ringt und streitet, nicht eindringt in das heilige Land der Vollkommenheit durch Betrachtung und Selbstüberwindung. Und so entsteht das traurige Bild eines Gesalbten des Herrn, der ein ganz gewöhnliches, alltägliches Leben führt ohne den Schwung heiliger Begeisterung und glühender Liebe zu den unsterblichen Seelen.

4. Uebertreibungen und Auswüchse. In einer Gemeinde von noch nicht 800 Seelen entstanden nach und nach eine Reihe von religiösen Vereinen mit regelmäßigen Versammlungen. Daneben aber auch vier bis fünf weltliche Vereine. Es fängt ein Betrieb an mit Theaterspielen, daß es eine Art hat. Der Seelsorger wird zum Theaterdirektor und erzieht Schauspieler, anstatt Christen, plagt sich ab mit Proben und Theaterabenden, opfert Stunden und Stunden seiner kostbaren Zeit, die er wahrlich besser verwenden könnte. „Est modus in rebus, sint certi denique fines." Das Theaterspielen ist stellenweise zu einer Manie geworden. Ob der Erfolg den Erwartungen entspricht, möchten wir stark bezweifeln. Nach der Lehre des Tridentinum ist das christliche Leben eine „continua poenitentia". Nichts tut mehr not, als dies zu betonen, das Volk zu erziehen, daß es in spiritu humilitatis et in animo contrito lerne hinzuzutreten ad thronum gratiae. Nur durch Verinnerlichung der einzelnen Seelen, durch Heranbildung gottliebender, geduldiger, charakterfester, barmherziger Christen können wir zur Verbesserung der Verhältnisse beitragen. „Mehr Heilige"! Die Heiligung des Volkes fußt auf der Heiligung der Familie. Könnten wir es erreichen, daß der Familiensinn, der leider so arg verblaßt ist, sich wieder kräftigte, daß die größeren Kinder wieder zu Hause blieben und an den Winterabenden mit guter Lektüre und mit einfachem Spiel sich unterhielten, dann wäre viel gewonnen. „Nemo recogitat corde." Das ist die große Krankheit unserer Zeit. Es fehlt an innerlichen Menschen. Mögen die Exerzitien, so wie in Holland, so auch bei uns die Innerlichkeit wiederbringen.

Wenn der Seelsorger sich um das Theaterspielen bemüht, so soll es doch nur in mäßigen Grenzen geschehen und er gebe sich alle Mühe, dem Unmaß zu steuern.

5. „Omni operi bono adsum" lautet der Wahlspruch eines altenglischen Adelsgeschlechtes. Wir Priester sind von noch höherem Adel. Wir sollen auch suchen, so viel Gutes zu tun in unsern kurzen Erdentagen, als nur immer möglich ist. Dies wird aber nur dann gelingen, wenn wir inbezug auf Einrichtung und Lebensführung genügsam sind. Wie es ein Priester des Herrn fertig bringt, sich in einer fürstlich eingerichteten Wohnung wohl zu fühlen, während allenthalben in Diaspora, Missionen usw. die größte Not herrscht, ist uns rätselhaft. „Dispersit, dedit pauperibus, iustitia eius manet in saeculum saeculi, cornu eius exaltabitur in gloria." Wen soll diese Aussicht nicht anspornen zum Wohltun! Und zwar inter vivos. Warten wir nicht in dem Gedanken, testamentarisch gute Zwecke zu bedenken. Mancher hat dies tun wollen, und nachher wurde alles wegen irgend eines Formfehlers umgestoßen. „Den Armen und für fromme Zwecke habe ich während meines Lebens nach Kräften gegeben." Dieser Passus aus dem Testament Bischof Korums sollte uns zu denken geben. Wenn wir gegenüber Angehörigen, die für uns Opfer gebracht haben, Verpflichtungen haben, so gehen diese natürlich vor. Aber mancher spart für seine Familie, die es gar nicht nötig hat. Auf solchem Geld ruht kein Segen.

□ □ □

Das amtliche Verzeichnis der anhängigen Selig- und Heiligsprechungsprozesse.

Von Dechant Dr. Ott, Waldhilbersheim.

Catalogus ac status causarum Beatificationis Servorum Dei et Canonizationis Beatorum, quae apud Sacram Rituum Congregationem per viam non cultus incedunt. Am 1. November 1921 hat die Riten-Kongregation ein amtliches Verzeichnis aller gegenwärtig im Gang befindlichen Selig- und Heiligsprechungsprozesse veröffentlicht. Ihre Zahl beträgt 328. Davon beziehen sich 30 auf Heiligsprechung, 33 auf Seligsprechung von Martyrern (davon sind 9 einzelne, 24 große Scharen von Martyrern, welche mehr als zweitausend in odium fidei interfecti umfassen), 139 auf causae durch die Unterschrift des Papstes iam introductae, 126 auf causae, deren introductio durch die Unterschrift des Papstes erbeten wird. Von all diesen Causae beziehen sich 4 auf das 14., 1 auf das 15., 12 auf das 16., 54 auf das 17., 61 auf das 18., 182 auf das 19., 14 auf das laufende 20. Jahrhundert. Bei den 328 Prozessen ist das Bistum Lyon 7mal, Neapel 27mal, Paris 12mal, Rom 24mal, Toledo 5mal, Brescia, Mailand und Turin je 4mal, China 5mal beteiligt. Von all diesen 328 Causae bezieht sich 1 auf einen Papst (Pius IX.), 1 auf einen Kardinal, 8 auf Bischöfe (von denen 7 Martyrer sind), 38 auf Priester, darunter 20 Gründer einer männlichen oder weiblichen Kongregation, 148 auf Orden und Kongregationen, 97 auf Moniales und Sorores, darunter 53 Gründerinnen einer weiblichen Kongregation. Von den Familiae utriusque sexus Regulares beziehen sich 11 Prozesse auf die Dominikaner, 62 auf die Franziskaner aller Zweige, 22 auf die Jesuiten, 12 auf die Redemptoristen. Auf Afrika fallen 6, auf Amerika 22, auf Asien 13, auf Ozeanien (Australien) 3, auf Europa 284 Prozesse. Bei diesen 284 Prozessen von Europa ist Oesterreich mit 2, Bayern mit 1, Belgien mit 5, Deutschland mit 1, Frankreich mit 83, die Schweiz mit 2, Spanien mit 26, Italien mit 154 Fällen beteiligt. Uns interessieren folgende Seligsprechungsprozesse: Anna Katharina Emmerich († 1824), Maria vom Göttlichen Herzen, Droste-Vischering († 1899), welche die Weihe des Erdkreises durch Leo XIII. an das hl. Herz Jesu veranlaßte, Kardinal Robert Bellarmin († 1621), Papst Pius IX. († 1878), Franz Joseph Rudigier, Bischof von Linz († 1884), Johannes Bosco, Stifter der Salesianer († 1888), Johann Nepomuk von Tschiderer, Bischof von Trient († 1860), Joseph Frassinetti, angesehener Verfasser italienischer Werke über die Moral und Aszese († 1868), Petrus Julianus Eymard, Gründer der Kongregation der Priester vom hl. Sakrament († 1868), und von den in diesem Jahrhundert gestorbenen Gemma Galgani († 1903). Von den Heiligsprechungsprozessen interessieren wohl besonders: Anna Maria Taigi, Ehefrau und Mutter († 1837), Johannes Maria Vianney, Pfarrer von Ars († 1859), Magdalena Sofia Barat, Stifterin der Schwestern vom hl. Herzen Jesu († 1865), Petrus Canisius († 1597). Am Schlusse werden noch 7 Seligsprechungs- und 20 Heiligsprechungsprozesse aufgezählt, welche noch nicht zu Ende geführt werden können, weil die erforderlichen Wunder noch fehlen. Besonders interessant sind die Seligsprechungsprozesse, welche sich auf solche Diener Gottes beziehen, welche erst in unserem, im 20. Jahrhundert gestorben sind. Von den 14 Seligsprechungsprozessen von den in diesem, dem 20. Jahrhundert Verstorbenen sind 4 Martyrer-Bischöfe mit mehreren Genossen, 1 Bischof, 1 Weltpriester, 1 Franziskanerpriester, 3 Klosterschwestern, 3 Männer, 1 Jüngling, 1 Mädchen. Die letzte Dienerin Gottes, Maria a Passione D. N. J. C., starb 1911. Wenn also die Heroizität der Tugenden und die Handgreiflichkeit der Wunder hell aufleuchtet, und den Angriffen des promotor fidei (advocatus diaboli wird er im Scherz genannt) von Anfang an ganz offenbar überlegen ist, und Gott so die Verehrung (ich möchte sagen) erzwingt, dann kann der Selig- wie der Heiligsprechungsprozeß in verhältnismäßig recht kurzer Zeit zu Ende geführt werden.

Antisemitismus, Rohling, Ecker und Dinter.

Die Wogen der Judenhetze gehen zurzeit wieder hoch; sie werden auch wohl noch steigen. Da tut es not, die schützenden Dämme der Tatsachen und Prinzipien fest im Auge zu behalten, damit nicht die trübe Sturmflut verleumderischen Hasses, ungläubiger Religionsweiterbildnerei unabsehbaren Schaden zufügt. Der weithin bekannte Berliner Theologieprofessor Hermann L. Strack hat 1921 in 7. vermehrter und verbesserter Auflage bei Schwetschke und Sohn in Berlin sein Heftchen „Jüdische Geheimgesetze?“ mit drei Anhängen, 41 Seiten, neu erscheinen lassen. Schreiber dieser Zeilen hat vor ungefähr 16 Jahren bei Strack in Berlin zur Auffrischung Vorlesungen über die hebräische Sprache gehört und ist allzeit gegen den hervorragenden Gelehrten und Methodiker von herzlichem Danke erfüllt, wozu nicht wenig außer dem erfolgreichen schulmäßigen Sprachlernbetrieb die tiefgläubige, echt evangelische Gesinnung des Gelehrten beitrug. Wir verstehen es voll und ganz, daß Strack als anerkannter und erster Meister in der Kenntnis des Judentums in ehrlicher Ueberzeugung Front macht gegen den Wahnwitz und Schwindel antisemitischer Propaganda. 1. „Mit derselben Regelmäßigkeit, mit welcher Ungeziefer wieder sich zeigt und sich vermehrt, wenn nicht auch das kleinste Eierneſtchen beseitigt ist, tritt immer wieder die Behauptung auf, der Talmud und der Schulchan Arukh seien von den Juden ängstlich geheim gehaltene Schriften, deren allgemeines Bekanntwerden und genaues Uebersetztwerden durch vereidigte christliche Sachverständige ein Gebot der Selbsterhaltung für das christliche deutsche Volk sei. Dieser Behauptung gegenüber habe ich seit mehr als 3 Jahrzehnten immer wieder mit stärkstem Nachdruck ausgesprochen und erwiesen: „Es gibt keine jüdischen Geheimschriften. Innerhalb des gesamten Judentums gibt es weder eine Schrift noch eine mündliche Tradition, welche kundigen Christen unzugänglich wäre. Weder suchen die Juden vor diesen Christen etwas zu verbergen, noch können sie vor ihnen etwas verbergen.“

„Jetzt muß ich trotz starken Ekelgefühls nochmals zum Worte greifen. Möchten viele erkennen, daß das Geistesschwert des Zweiundsiebzigjährigen noch nicht stumpf geworden!“ so beginnt der hervorragendste christliche Talmudkenner, wie mir ein gelehrter Orientalist Strack charakterisierte, seine Darlegungen über folgende drei Fragen: a) Ist den Juden solche Geheimhaltung geboten? b) Ist solche Geheimhaltung möglich? „. . . Ich selbst besitze außer anderm ein Prachtexemplar der 1. Ausgabe des Palästinensischen Talmuds (Venedig 1523 f.) die vielbändige Variantensammlung zum babylonischen Talmud von Raph. Rabbinovicz und 4 Schriftchen, in denen von der Zensur im Talmud und in den Kommentaren gestrichene Stellen gesammelt sind. Ich besitze auch den ersten Druck des Schulchan Arukh (Venedig 1565) und weiß, daß er auch in größeren Bibliotheken benutzt werden kann. Vgl. meine „Einleitung in Talmud und Midrasch“. (5. Auflage, Kapitel IX, München 1921, Beck.)

Hat man sich um solche Geheimhaltung tatsächlich in nennenswerter Weise bemüht? S. 8 ff. stellt Strack die Tatsachen fest, die das Gegenteil erhärten. — Dem vielgenannten Antisemiten Th. Fritsch, der als Kronzeuge talmudischer Kenntnisse paradiert, antwortet Strack in einem Zusatz zur 7. Auflage folgendes: „Th. Fritsch, durch die Schrift „Jüdische Geheimgesetze?“ sich getroffen fühlend, hat in seinem „Hammer“ Nr. 444 und anderwärts seiner Art Entsprechendes wider mich drucken lassen. Ich antworte ihm nicht, damit er nicht sagen könne, Th. Fritsch sei so groß, daß ihm sogar Prof. Hermann L. Strack zum Kampfe sich zu stellen genötigt sei.“ 2. An zweiter Stelle behandelt Strack die angebliche Nichtswürdigkeit des jüdischen Religionsgesetzes. Das Judentum, besonders das deutsche, war durch August Rohling (seit 1891). „Dr. Justus“, und die ihnen folgenden Angriffe auf die jüdische Religion und Sittenlehre in eine schwierige Lage gekommen. Strack verweist auf seine Spezialarbeiten, z. B.: „Die Blutbeschuldigung habe ich

für jeden, der für Beweise nicht unzugänglich ist, endgültig abgetan in „Das Blut im Glauben und Aberglauben der Menschheit". 8. Aufl. München 1900. Dann geht er auf ein scheußliches antisemitisches Flugblatt ein, das im Frühjahr 1920 in den Straßen Berlins verteilt wurde, weil „es einen weiteren Beweis liefert für die gewissenlose Leichtfertigkeit, mit der schwere Beschuldigungen vor die großen Massen gebracht werden, welche selbst zu prüfen nicht in der Lage, meist auch nicht willens sind." Man lese nur einmal die niederträchtigen Gemeinheiten von Kannibalismus und Molochdienst, die skrupellos, ohne einen Funken von Scham, gedruckt und verbreitet werden. S. 13 ff. So hat denn das Judentum schon 1885 fünfzehn Hauptgrundsätze der jüdischen Sittenlehre formuliert, die in den folgenden Jahren von maßgebenden jüdischen Stellen anerkannt wurden. 1893 gaben die 220 Rabbiner Deutschlands mit dem feierlichen Hinweise auf Gott beginnend eine „Erklärung" ab, deren Schlußsatz lautet: „Die Sittenlehre des Judentums, die seinen Bekennern heilig ist, die in den Schulen gelehrt und von den Kanzeln verkündet wird, gebietet: in jedem Menschen das Ebenbild Gottes zu achten, in Handel und Wandel strenge Wahrhaftigkeit gegen jedermann zu betätigen, jedes Gelübde und Versprechen, welches irgendeinem Menschen, sei er Jude oder Nichtjude, geleistet würde, als unauflöslich und unverbrüchlich treu zu erfüllen, Nächstenliebe gegen jedermann, ohne Unterschied der Abstammung und des Glaubens zu üben, die Gesetze des Vaterlandes in treuer Hingebung zu befolgen, das Wohl des Vaterlandes mit allen Kräften zu fördern und an der geistigen und sittlichen Vervollkommnung der Menschheit mitzuarbeiten."

Unter Anwendung derselben Frage an Anhänger anderer Religionsgemeinschaften schreibt der Verfasser am Schlusse des Kapitels: „Ob alle Juden nach dem Inhalte der Grundsätze und der Erklärung handeln, ist eine Frage, deren Verneinung nichts gegen das theoretische Anerkanntsein dieses Inhalts beweist." Und darum handelt es sich! 3. Die beiden morschen Säulen, auf denen das Gebäude der Scheinwissenschaftlichkeit des Antisemitismus noch immer ruht, ja gerade jetzt ruht, sind die beiden Namen August Rohling und Jakob Ecker. Von Rohling mögen zwei Sätze Strachs genügen, das andere steht bei Strach: a) „Rohling hat hie und da geschrieben, daß er mit mir abrechnen werde. Tatsächlich hat er es vorgezogen, das zu unterlassen. Wie ich vernahm, ist er vor einigen Jahren gestorben. Gern hätte ich daher hier über ihn geschwiegen. Aber sein Name wird gerade jetzt wieder als einer, der Ansehen hat, genannt. So muß ich fortfahren, der Lüge und dem Hasse entgegenzuwirken." (S. 21.) b) (Nachtrag vom 14. Okt. 1920) „Durch einen zuverlässigen Gewährsmann in Prag erfahre ich heute, daß August Rohling noch lebt und wo. Lange und schwer hat Rohling durch sein Schreiben gesündigt; jetzt ist sein Schweigen ein Unrecht." (S. 23.)

Aus kollegialischen Rücksichten wollte ich anfänglich nachstehendes Resume nicht veröffentlichen. Aber von ebenso gelehrter wie lebenserfahrener Seite wurde mir entgegengehalten, daß eine Aufklärung auch in Eckers Interesse läge, da die Sache doch öffentlich ausgetragen werde. Dazu kommt, daß Strach seinem Gegner Ecker in christlicher Gesinnung gerecht werden möchte. Für die katholische geistliche Welt sind aber die gelehrten und scharfsinnigen Untersuchungen Strachs bedeutsam. Er schreibt Seite 21 ff.: „Gerne würde ich es unterlassen, nochmals über Jakob Ecker zu sprechen. Im Frühjahr 1884 veröffentlichte er, damals Dozent für semitische Philologie an der Akademie zu Münster i. W., in zwei schnell aufeinander folgenden Auflagen „Der Judenspiegel im Licht der Wahrheit. Eine wissenschaftliche Untersuchung", Paderborn (2. Aufl., 128 S.) nach dem Vorworte das Ergebnis eines von ihm gerichtlich erforderten Gutachtens und eine „objektive und unparteiische Beurteilung" des Judenspiegels . . . von Dr. Justus." Seit dem hat Ecker in den hier in Betracht kommenden Fragen, wenigstens in der Oeffentlichkeit, vollständig geschwiegen. Ich kenne von ihm nur „Porta Sion", ein dickleibiges Lexikon zum lateinischen Psalter, Trier 1903, und eine ausführliche Abhandlung über die

von dem Kirchenvater Hieronymus aus dem Hebräischen gemachte Uebersetzung des Psalters, Trier 1908. Außerdem hat er katholische Schul- und Hausbibeln bearbeitet und „Lilien des Feldes, der Jungfrau Klosterleben in der Welt" (7. Auflage Freiburg i. Br. 1912) herausgegeben. Ich bin geneigt anzunehmen, daß E., wenn direkt und aufs Gewissen gefragt, das i. J. 1883 von ihm Geschriebene schon wenige Jahre später nicht mehr würde aufrechterhalten haben. Aber vielleicht hat er sein Verfasserrecht für immer verkauft und zum Schweigen sich verpflichtet. Oder mangelte es ihm an dem persönlichen Mut, offen einzugestehen, daß er das früher Geschriebene nicht mehr vertrete? Jedenfalls gilt sein „Gutachten" über den „Judenspiegel des Dr. Justus" oder „die 100 neu enthüllten Gesetze" der Juden noch gegenwärtig, ja gerade gegenwärtig Vielen als Werk höchster Wissenschaftlichkeit. . . . . Darum muß ich auch in bezug auf Jakob Ecker früher schon Gesagtes wiederholen, nicht um den mir unbekannten Jakob Ecker der Jahre nach etwa 1900 anzugreifen, sondern um das zuerst Ende 1883 veröffentlichte Gutachten als nichtig zu erweisen.

Am 2. April 1885 hatte ich an amtlicher Stelle ein Urteil über Ecker abzugeben. Es lautete in den Hauptsätzen:

„Eckers Schrift habe ich von neuem geprüft und wiederholt, daß Ecker nicht ihr geistiger Vater sein kann; denn um hier nur einiges anzuführen: 1. sie enthält Zitate und Angaben, von denen schwerlich irgendein geborener Christ durch eigenes Studium weiß . . . 2. sie enthält nicht wenige Behauptungen, die nicht zu der Annahme passen, daß der Stoff von Ecker selbst gefunden und gesammelt sei . . . 3. finden sich nicht wenige Auslassungen, die, ohne Annahme grober Fälschung, undenkbar, wenn Ecker selbst den Stoff sammelte . . . An sehr vielen Stellen ist Eckers Beurteilung des „Judenspiegel" derart, daß man nur schwanken kann, ob Ecker der Wahrheit parteiisch ins Gesicht schlägt oder ein völliger Ignorant, also nicht Verfasser des Buches ist."

Was ich damals geschrieben und aus demselben Grunde wie jetzt schon 1893 veröffentlicht habe, hat bei erneuter Prüfung jetzt wieder mir sich bestätigt.

Ich bin gewiß:

Jakob Ecker ist gar nicht der Verfasser des unter seinem Namen gedruckten Buches („Gutachtens"). Der wirkliche Verfasser, das heißt der Lieferer des Stoffs, ist so gut wie zweifellos „Dr. Justus" oder Ahron Brimann selbst! Dieser hat dem Dr. Jakob Ecker eine jeden Nichtjuden und auch viele Juden zu blenden geeignete Fülle von Zitaten geliefert, durch welche die Angaben des „Judenspiegels" in unbedeutenden Einzelheiten berichtigt wurden, im wesentlichen aber bestätigt zu werden schienen, daß viele dieser Zitate aus dem Zusammenhang gerissen waren, anderes ihnen direkt widersprach, erkannte Ecker nicht. Die Berichtigung von Einzelheiten war für Ahron Brimann natürlich nicht Selbstzweck, sondern sollte nur das „Gutachten" als „objektiv" und „unparteiisch" erscheinen lassen." In einer neuen Fußnote fügt Strack bei: „Wie ich nach Vollendung des Manuskriptes auf Anfrage nach Trier erfahre — (am Professorentisch wurde über diese Anfrage gesprochen) —, ist Jakob Ecker schon am 1. November 1912 als Professor an Schrift „Der Judenspiegel im Lichte der Wahrheit" er nach deren Veröffentlichung, insonderheit während der letzten Jahre seines Lebens, hatte, habe ich leider nicht sicher ermitteln können. Ich glaubte das im Texte Gesagte ungeändert lassen zu sollen."

„Ein psychologisches Rätsel ist das Verhalten Ahron Brimanns. Aus Rumänien nach Deutschland gekommen, erbat und erhielt er in Berlin Unterricht in der evangelischen Religion von Th. Pastor de la Roi . . . . Von Berlin wollte er nach Stuttgart übersiedeln, geriet aber in die Hände römisch-katholischer Antisemiten, schrieb den „Judenspiegel des Dr. Justus", sowie „Talmudsche Weisheit, 400 höchst interessante, märchen-

hafte Aussprüche der Rabbiner (Paderborn 1884) und half August Rohling bei der Begründung der Blutbeschuldigung aus dem Sohar. Bald darauf trat eine innere Wandlung bei ihm ein. Schon im Jahre 1885 verhöhnte er (ohne sich zu nennen; Strack weiß dies von Prof. M. Flunk-Innsbruck. Vergl. S. 19.) Rohling wegen seiner Unwissenheit. Danach ist er (nach Frankreich?) verschwunden. Die im Jahre 1892 erschienene 5. Auflage des „Judenspiegel" ist *ohne* seine Mitwirkung, auch ohne seine ausdrückliche Billigung hergestellt . . . „Aber Ahron Brimann, obgleich er zurzeit schweigt, *weiß*, daß der „Judenspiegel des Dr. Justus" nur ein Zerrbild zeigt." Dann schließt Strack das Kapitel, auf das wir verweisen müssen, mit dem kategorischen Satz: „*Und jeder, der das hier Dargelegte unvoreingenommen gelesen hat, wird mit mir überzeugt sein, daß es in Sachen des Talmuds, des Schulchan Arukh und überhaupt der jüdischen Literatur mit der Berufung auf Rohling und Ecker ein Ende haben muß.*" (23)

4. Und Arthur Dinters „Sünde wider das Blut", ein Zeitroman, der innerhalb drittehalb Jahren in 120 000 Exemplaren verkauft worden ist?

In flammenden Worten legt Strack in Kürze dar, daß das Dintersche Buch eine Sünde ist wider die Kunst, wider die Wissenschaft und wider das Vaterland. „Ich habe nicht Anstand genommen, mehrfach, so am 25. Nov. 1919, in einer großen vom Verbande jüdischer Jugendvereine Deutschlands veranstalteten Versammlung, dahin mich zu äußern, *daß von manchen jüdischen Seiten Schädigungen unseres Volkslebens ausgegangen sind, und daß wir christliche Deutsche an die Juden Deutschlands Forderungen zu stellen haben.*

Aber diesen Forderungen entsprechen Pflichten auf unserer Seite. Wir müssen die Juden Deutschlands, die ehrlich Deutsche sein wollen, auch als solche anerkennen; und ich erkläre den unchristlichen Haß, den A. Dinter verbreitet, auch hier als verderblich für unser Vaterland. Ich *weiß*, daß dieses Treiben dem Ansehen Deutschlands im Auslande auch in solchen Kreisen, deren Denken und Fühlen für uns nicht gleichgültig sein kann, sehr geschadet hat. „Hunnen" werden die Deutschen auch deshalb genannt, weil sie als Antisemiten gelten. Und welchen Eindruck muß der maßlose, ungerechte und widerwärtige Judenhaß des A. Dinters auf die ehrlich deutsch sein wollenden Juden machen!" —

Ein energischer Akademiker, der mir vor vielen Monaten dieses Buch zur Kenntnisnahme mitgab, legte mir später bei der Mitteilung, daß ich das entsetzliche Machwerk gelesen habe, sofort die Frage vor: „Ja, haben Sie denn auch die Anmerkungen gelesen? Das ist's!" — Der beste christliche Talmudkenner Strack schreibt hierüber S. 28: „Die gelehrt scheinenden Anmerkungen (Dinters) sind fast sämtlich aus zwei Büchern von Fritsch und „Ecker" abgeschrieben." (28) „A. Dinter und Th. Fritsch, den Dinter abschreibt, sind auf dem Gebiete, über das zu urteilen sie sich anmaßen, beide geradezu sündhaft *unwissend*." (27) Das genügt über diese Anmerkungen.

5. Man wird Strack beipflichten, in der ganzen Antisemitenhetze muß es mit der Berufung auf Ecker, Rohling und erst recht auf Fritsch ein Ende haben. — Haben wir Katholiken es nicht, wer weiß wie oft, am eigenen Leibe gespürt, wie nichtswürdige Verleumdungen unter scheinbar wissenschaftlicher Hülle der katholischen Sittenlehre und ihren heiligsten Vertretern öffentlich ins Gesicht geschleudert wurden? Wer erinnert sich nicht der sog. Graßmann-Skandale? Der Beschimpfungen und Verleumdungen gegen den hl. Alphons von Liguori? Hat nicht selbst ein Graf Hoensbroech dicke Bücher und kleinere Volksschriften verfaßt mit wissenschaftlich irreführenden Anklagen gegen die Kirche und die hl. Lehre? Schleudert man gegen unser Volk nicht maßlose Anklagen in der ganzen Welt? So geht es nach G. Strack auch dem Talmud und der Sittenlehre des Judentums. Täuschen wir uns nicht: Der erste Schlag geht gegen das Alte Testament; der zweite wird sich gegen uns richten. Also weg mit den vergifteten Waffen! „Denn auch wer im Wettkampfe streitet, wird nicht gekrönt, *wenn er nicht ordnungsgemäß gekämpft hat*." (2. Tim. 3, 5.) Wir teilen das Bedauern eines gewandten und gelehrten Prälaten, daß der hochverdiente Professor Ecker

nicht irgendeine Form gefunden hat, um zu bekunden, daß er später nicht mehr so dachte wie 1883 als junger Privatdozent zu Münster, der gleich Rohling in die Einflußsphäre Ahron Brimanns geraten war.[1]) Dieser ehemalige Jude Ahron Brimann war schlauer und „drehte ein großes Ding" für Jahrzehnte. Dann ist er spurlos verschwunden. (S. 23.) Man möchte ihm unwillkürlich mit einem „gewissen Herrn Matthias" im Trierer Postwagen zurufen: „Hiergeblieben!"

Mögen Stracks „Jüdische Geheimgesetze?" (bisher 21—24 000) eine aufklärende Massenverbreitung finden! Veritas liberabit vos.

[1]) Anmerkung. Man lese z. B. nur in dem neuesten Hefte der Innsbrucker Zeitschrift für katholische Theologie einige Sätze aus Holzmeisters wertvollem Referat über Schlögls Uebersetzung des babylonischen Talmud (Wien, Burgverlag 1. Lief., 96 S., 100 Kr.). „Man kann sich des Eindrucks nicht erwehren, daß das hier (von Schlögl) Gesagte fürs praktische Verständnis nicht die Bedeutung hat, welche den kurzen handlichen Mischna-Ausgaben von Strack . . . zukommt. Diese Herausgeber drucken nur den Text des offiziellen Gesetzbuches, des Mischna, ab und fügen — namentlich zeichnet sich Strack hierin vorteilhaft aus — in reichen Anmerkungen das Wichtigste aus der Gemara bei. Bei Seminarübungen an der Hand von Stracks Ausgabe (Leipzig 1915, 56 S., 1,20 Mk.) gerade dieses Traktates Berachoth kann man leicht einen guten Einblick ins Gebetsleben des vom Pharisäismus auf falsche Bahnen gelenkten Judenvolkes erlangen. Man sieht, wie wahrheitsgetreu die Schilderung ist, welche unser Herr und seine Evangelisten vom Pharisäismus bieten. Schlögls Ausgabe müßte das besser hervortreten lassen . . .

Die Uebersetzung ist, wie zu erwarten war, sehr frei . . . . Bei einer Talmudausgabe ist es wohl anders bestellt als bei der Beurteilung einer Volksbibelübersetzung, da die Talmudübersetzung doch nur für den Forscher bestimmt ist. Auch hier scheint Strack besser die goldene Mitte gefunden zu haben, da er reichlich in eckigen Klammern jene Satzglieder in die Uebersetzung beifügt, die in der protokollarischen Fassung des Talmuds übergangen sind." 1922 S. 130, 31. — Besonders sympathisch berühren uns Trierer Zeitgenossen zwei Sätze Holzmeisters aus der Kritik des Buches Bergmanns „Biblisches Leben". Dieses Referat Holzmeisters ist eine wertvolle Bereicherung und bedeutsame Ergänzung der Besprechung im Pastor bonus (1921 Augustheft S. 522/23) aus der Feder des Würzburger Kollegen Dr. Valentin Weber: „Die Unform Jehova scheint aus der katholischen Literatur nicht verschwinden zu wollen." (S. 95, 111, 128; II 79, 154 bei Bergmann.) In einer Anmerkung fügt der Innsbrucker Gelehrte bei: „Es sei hiermit die Anregung gegeben, daß unsere katholischen wissenschaftlichen Verleger die ganz unrichtige Form einfachhin aus ihren Offizinen verbannen mögen." (S. 132 I. Quartalheft 1922.)

Zur Entschuldigung der seit Jahrzehnten in ganz Deutschland rühmlichst bekannten Offizin der Trierer Paulinus-Druckerei und ihres „Offizin-Vergehens" im vorigjährigen Märzheft, P. b. S. 261, Anm. 2, das der belesene Innsbrucker Neutestamentler und Talmudkenner scharf ins Auge gefaßt zu haben scheint, sei heute betont, daß es sich im Pastor bonus nur um eine Zitation handelte, und zwar aus einem protestantischen Autor. — Der edle und gelehrte Prof. Dr. Christian Schmitt-Koblenz, der väterliche Freund und Landsmann des Herausgebers seit den Tagen der Jugend, einer der würdigsten Priestergestalten der Diözese, mag mit seinen 70 und mehr Weisheitsjahren selber sehen, wie er den Kopf aus dieser wissenschaftlichen Schlinge wieder herausbekommt. Es täte uns doch sonst leid um den Koblenzer Gelehrten, den wir wohl in vollster Uebereinstimmung mit dem wegen seines hervorragenden Verwaltungstalents allgemein hochverehrten Trierer Kapitularvikars Tilmann auch ohne wissenschaftliche Makel und Runzel sehen möchten. D. R.

[1]) Man denke an die folgenschwere Streitfrage der literarischen Autorschaft Emmerich-Brentano. Siehe unten S. 297/98.

Mitteilungen

Entscheidungen des Heiligen Stuhles.

Pfarrliches Beerdigungsrecht: Konzilskongregation 9. Juli 1921. AAS 534. Im Jahre 1850/51 wurde das Bistum Diano in Unteritalien errichtet. In der Bischofsstadt befanden sich vier Pfarreien, deren Beerdigungsrecht nun das Domkapitel beanspruchte mit der Begründung, es hätte seit damals, zuweilen bloß auf Ersuchen der Erben oder Verwandten der Verstorbenen, die Beerdigungen vorgenommen, ohne dem betr. Pfarrer den Pfarranteil zu geben. Die Pfarrer jedoch behaupten, das sei nur seit 1916 geschehen und von ihnen um des Friedens willen geduldet worden. Sie wünschten aber jetzt eine Regelung nach den bestehenden gesetzlichen Vorschriften. Kann das Kapitel weiter Beerdigungen aus diesen Pfarreien vornehmen?

Antwort: Nein, außer es habe jemand dort sein Begräbnis bestimmt oder sein Familiengrab; und auch in diesen Fällen ist der Pfarranteil an den Pfarrer des Verstorbenen zu entrichten.

Die Forderung der Pfarrer gründet sich auf das allgemeine Recht; daher trifft das Kapitel die Beweislast.

Die Erben oder Verwandten können das Begräbnis außer der eigenen Pfarrei nur bestimmen, wenn sie vom Verstorbenen beauftragt sind (vgl. Kan. 1226); das Recht, sich außerhalb der eigenen Pfarrei beerdigen zu lassen, benachteiligt den Pfarrer und ist daher eng auszulegen. Eine ehemalige kgl. neapolitanische Verordnung, die auch den Erben oder Eltern die Wahl des Begräbnisses freistellt, ist nicht anwendbar; denn sie widerspricht dem gemeinen Recht und ist im Konkordat nicht enthalten. Der Umstand, daß die Pfarrer den Pfarranteil nicht verlangten, ist unerheblich; denn sie haben zwar das Recht, aber nicht die Pflicht, ihn zu fordern. Es wäre nur von Belang, wenn sie ihn gefordert und der Ablehnung sich gefügt hätten. Außerdem fehlt auch die erforderliche unvordenkliche Zeit für die Verjährung, da das Kapitel erst 1850/51 gegründet wurde. So war den Pfarrern Recht zu geben.

Verpflichtung des Bischofs zum Brevier: Konzilskongregation 10. Juli 1921 AAS 477. Der Bischof ist wie die Priester zum Breviergebet verpflichtet. Aber manchmal muß er nach der Vorschrift des Caeremoniale Episcoporum andere Verrichtungen vollziehen, z. B. vor dem Pontifikalamt die Vorbereitungsgebete zur Meßfeier sprechen, während der Chor die Terz oder Non betet.

1° Genügt der Bischof der Terz oder Non, wenn er vor dem Pontifikalamt die Vorbereitungsgebete nach dem Caerem. Ep. spricht?

Antwort: Ja.

2° Genügt der Bischof dem entsprechenden Abschnitt des Breviers, wenn er die Vesper oder Laudes hält, ferner bei der Bittprozession und bei anderen feierlichen Verrichtungen, obgleich nach dem Caerem. Ep. der Chor oder bestimmte Sänger einzelne Teile rezitieren oder singen müssen, ohne daß er sie spricht?

Antwort: Nein, außer er wäre durch die Zeremonie gemäß den Vorschriften des Caerem. Ep. selbst verhindert.

Der Grundsatz der Entscheidung ist folgender: Was der Chor als Ganzes tut, gilt auch für jenen, der vorschriftsgemäß eine abweichende Handlung im Chor machen muß; aber wenn er nicht durch etwas anderes behindert ist, gilt die gemeinsame Handlung des Chores nicht für ihn, z. B. bei der Bittprozession ist der Bischof nicht verhindert, die Litanei mitzubeten oder zu singen.

Errichtung des Bistums Eupen-Malmedy: 30. Juli 1921 AAS 467. Nachdem das Gebiet Eupen und Malmedy durch den Friedensvertrag an

Belgien überging, mußte auch die kirchliche Verwaltung neu geregelt werden. Mit Zustimmung des Kölner Erzbischofs trennte daher der Papst beide Bezirke vom Erzbistum Köln und bildete ein neues Bistum. Der Bischof von Lüttich soll auch dieses verwalten und nach beiden Bistümern benannt werden, sowie von beiden gesondert Besitz ergreifen. Im neuen Bistum ist gleichfalls eine bischöfliche Verwaltung mit einem Domkapitel oder Ausschuß von Räten zu bilden, ein bevollmächtigter Vertreter des Bischofs zu bestellen und eine Kathedrale zu bestimmen. Der Bischof von Lüttich muß jährlich einen Monat im neuen Bistum zubringen. Die kirchlichen Pfründen stehen ohne Unterschied auch den Geistlichen des andern Bistums offen.

Bischofsernennung in Polen: 20. August 1921 AAS 430 Nach dem gemeinen Recht steht dem Papst die Ernennung der Bischöfe zu. Naturgemäß ist dafür die Kenntnis der Bedürfnisse und Verhältnisse des betreffenden Sprengels sehr ersprießlich. Daher ist für die meisten Länder ein ziemlich ähnliches Verfahren vorgesehen, wie es hier für Polen angegeben ist.

Alle drei Jahre sollen die versammelten Bischöfe in geheimer Abstimmung eine Anzahl von Priestern benennen, die sie für das Amt eines Bischofs für geeignet und würdig halten. Das Ergebnis der Beratung und Abstimmung ist dem Hl. Stuhl zu berichten. Die Bischöfe sollen sich vorher entsprechend erkundigen und vergewissern, bevor sie jemand vorschlagen, und eidlich Verschwiegenheit geloben. Außerdem steht es aber jedem Bischof frei, entweder bei diesem Anlaß oder bei anderer Gelegenheit dem Hl. Stuhl zweckdienliche Angaben zu machen.

Vorlage der Regeln oder Satzungen beim Hl. Stuhl: Religiosenkongregation 26. Oktober 1921 AAS 538. Am 26. Juni 1918 bestimmte die Religiosenkongregation, daß die Satzungen aller päpstlichen Genossenschaften und Orden nach dem KGB zu verbessern und dann zur Durchsicht vorzulegen seien. Bei der ungeheuren Zahl von Satzungen geht die Durchsicht langsam voran und wird noch dadurch besonders erschwert, daß verschiedene Vorlagen nicht entsprechen. Daher wird folgendes angeordnet:

1° Nur die eigentlichen Regeln oder Satzungen sind vorzulegen.

2° Der Orden oder die Genossenschaft selbst muß den Text verbessern und in doppelter Ausfertigung vorlegen.

3° Der Text werde nur in jenen Punkten berichtigt, die dem KGB widersprechen, oder ergänzt, wenn etwas fehlt: wenn möglich stets mit den Worten des KGB.

4° Wenn eine Genossenschaft bei dieser Gelegenheit umfangreichere Aenderungen beabsichtigt, die nicht durch das KGB geboten sind, so soll sie ein besonderes Gesuch einreichen mit dem vollständigen alten und neuen Text und die Gründe für die Aenderungen anführen. Das Gesuch wird nur bewilligt, wenn die Aenderungen im Generalkapitel besprochen und angenommen wurden. Werden aber nur unbedeutende Stellen oder Worte geändert oder Gebräuche beseitigt, die infolge der veränderten Zeit- oder Lebensverhältnisse bereits abgekommen sind, und ähnliches, so genügt der Beschluß des Generalrates.

5° Verschiedene selbständige Häuser desselben Ordens haben zuweilen die nämliche Regel, z. B. verschiedene Häuser der nämlichen Benediktinerkongregation. Diese müssen nun einen einheitlichen Text für die Aenderungen vorschlagen oder durch die Religiosenkongr. ausarbeiten lassen, damit nicht Abweichungen in derselben Regel entstehen.

Das zweite Noviziatsjahr: Religiosenkongr. 3. Nov. 1921 AAS 539. Wo die Satzungen ein zweites Noviziatsjahr vorschreiben und gestatten, daß die Novizen alsdann den Werken der Genossenschaft obliegen, ist das weiterhin zulässig, aber nur, wenn die wesentlichen Bestimmungen des Noviziats gewahrt werden. Im Noviziat soll nämlich der Geist der Novizen in allem gebildet werden, was dazu dient, die Fehler auszurotten, die Gemütserregungen zu beherrschen, die Tugenden zu erlangen und das klösterliche Leben durch das Studium der Satzungen zu erlernen. Die Novizen sollen die christliche Vollkommenheit erstreben lernen durch die Ausübung der evangelischen Räte und der

Gelübde: darin besteht gerade der Zweck jedes Religiosen. Zwei Jahre Noviziat sind besonders in jenen Genossenschaften zu empfehlen, die nach außen tätig sind, weil sie da mehr zerstreut und den Gefahren der Welt ausgesetzt sind und daher einer gediegeneren und festeren Grundlage bedürfen. Es muß auch im zweiten Jahre vor allen anderen Aufgaben das geistliche Leben gepflegt werden.

2° Doch dürfen die Novizen alsdann den Werken der Genossenschaft obliegen, wenn die Satzungen es gestatten, aber klug und maßvoll und nur zur eigenen Ausbildung. Auch dürfen sie nie selbständig solche Arbeiten verrichten, etwa die Stelle eines Lehrers (einer Lehrerin) vertreten oder im Krankenhaus selbständig pflegen, sondern unter der Leitung und Aufsicht eines charakterfesten Mitgliedes, das sie in Wort und Tat anleitet.

3° Wenn nach den Satzungen ein Novize oder eine Novizin im zweiten Jahre den Werken der Genossenschaft außerhalb des Noviziatshauses obliegen kann, so darf das nur ausnahmsweise und aus einem schwerwiegenden Grunde geschehen: dieser Grund muß zudem auf seiten des Novizen oder der Novizin liegen, weil sie z. B. im Noviziatshaus nicht gehörig ausgebildet werden oder aus einem anderen Grunde dort nicht bleiben können: niemals aber und unter keinem Vorwand kann die Notlage oder der Vorteil der Genossenschaft ein genügender Grund sein, z. B. weil irgendwo Mitglieder fehlen und die Novizen sie in der Tätigkeit ersetzen sollen.

NB. Wenn die sofortige Durchführung dieser Vorschrift der Genossenschaft sehr große Schwierigkeiten bereitete, so könnte sie den Hl. Stuhl um Aufschub oder Milderung für eine gewisse Uebergangszeit bitten.

4° Die Novizen müssen aber in jedem Falle, seien sie in oder außer dem Noviziatshause gewesen, zwei Monate vor der Gelübdeablegung jede äußere Tätigkeit aufgeben, wenn sie außerhalb des Noviziats waren, zurückgerufen werden, damit sie sich diese zwei Monate auf die Gelübdeablegung vorbereiten und im Geiste ihres Berufes gefestigt werden.

An diese Vorschriften sind alle religiösen Genossenschaften streng gebunden.

Limburg. Dr. **Franz X. Hecht** P. S. M.

* * *

Literarische Mitteilungen.

Ueber den Richtungsstreit in der Mystik hat P. Böninghaus S. J. in den „Stimmen der Zeit" (Januarheft 1922, S. 308 ff.) anläßlich der Kritik des Buches des Freiburger Dogmatikers Krebs: „Grundfragen der kirchlichen Mystik" (Freiburg, Herder, 1921; 266 S., 15 Mk.) einige ernste Worte gesprochen, auf die hingewiesen sei. Es handelt sich um das 4. Kapitel: „Die Mystik als Ziel und Frucht der gesunden Frömmigkeit". Krebs tritt für Dimmler und Lamballe gegen Poulain ein. Dazu bemerkt Böninghaus: „Krebs meint aber im Namen einer gesunden Mystik, sich gegen Poulain wenden zu sollen. Wir müssen es gerade heraussagen: Diese Seiten des Buches scheinen uns völlig unzulänglich. Die Beweisführung schreitet hier doch gar zu leicht geschürzt einher. Wer auch nur ein wenig von den Tatsachen und den Fragen des mystischen Lebens und dem Ernst des Poulain'schen Buches weiß, wird von der oberflächlichen, rein dialektischen Abfertigung bei Krebs peinlich berührt. Nein, so einfach werden die Sätze des Buches »Die Fülle der Gnaden« nicht abgetan. Und zwar deshalb nicht, weil Poulain im wesentlichen auf den Schriften der hl. Theresia und des hl. Johannes vom Kreuz fußt, und weil er eine gediegene Erfahrung mitbringt. Diesen Tatbestand sollte man nicht weiter verschleiern. Die wesentlichen Sätze Poulains stehen und fallen mit dem einen: Die großen spanischen Mystiker haben die seelischen Tatsachen der Mystik klassisch formuliert; sie haben, was die ganze Ueberlieferung immer meinte und auch immer durchscheinen ließ, ausgesprochen. Das eben tut Poulain. Einige gewagte Ausdrücke mag man bekämpfen; aber da es uns doch um die Sache zu tun ist, sollte man nicht übersehen, welche sachliche Begebenheiten — aus Tradition oder Erfahrung — unter den Formeln stecken."

„Man kann sich übrigens des Eindrucks nicht erwehren, daß Krebs hier nicht mehr seine eigene Gedanken verfolgt. Seine eigenen Ausführungen über die Lehre der Ueberlieferung hätten ihn viel näher an Poulains Wesensbestimmung führen müssen. Aber er geriet in Abhängigkeit von Schriftstellern, die gerade in dieser Frage nicht Führer sein dürfen: Lamballe und vor allem Dimmler. Selbst die treffliche Einführung von Zahn hat ihre Vorzüge anderswo, als in einer klaren Wesensbestimmung der Mystik. So kommt es denn, daß am Ende dieses Kapitels das mystische Gebet von jedem inbrünstigen Gebet nicht mehr zu unterscheiden ist. Das soll die kirchliche Ueberlieferung sein? Solche Lehre wäre Rückschritt und die Seelen fördert sie nicht."

„Weil Krebs sich den Weg zum Wesen der Mystik verschloß, konnte er auch nicht das klare Wort über »die natürlichen Grundlagen des mystischen Lebens« finden . . ."

Pater Böninghaus hat recht mit seinem: Wir müssen es gerade heraussagen: Diese Seiten des Buches scheinen uns völlig unzulänglich. Der Freiburger Dogmatiker darf sicher sein, daß das Ereignis im Leben der Gräfin Droste, „du sollst eine Braut meines Herzens sein" (S. 167) einerseits, und die Reflexionen der Ehrwürdigen Klara Fey . . . „Es war ein Gefühl, wie der Herr als Bräutigam" . . . (S. 169 f.) sowie Krebs' eigene Erwägungen andererseits am Vorabend der Priesterweihe zu St. Peter, daß die Seele Gottes Braut sein soll, ganz, ganz verschiedene Sachen sind.

Es ist gerade so, wie Poulain sagt: „Mystisch nimmt man diejenigen Akte oder Zustände, welche unsere Anstrengungen und Kräfte niemals hervorbringen können, und zwar nicht einmal einen Augenblick, nicht einmal den schwächsten Grad davon." Auch das anschließende Zitat Poulains ist wirklichkeitswahr: „Wir müssen es gerade heraussagen" mit P. Böninghaus: Diese Seiten des Buches scheinen uns völlig unzulänglich und oberflächlich."

* * *

Ueber die „Leidensbraut" der gefeierten Prosadichterin A. von Krane, wie die neue Lebensbeschreibung der Seherin von Dülmen, Anna Katharina Emmerich, betitelt wird, schreibt Hermann Cardauns in einer Besprechung der Bücherwelt (Borromäusverein, Bonn, Januar 1922, S. 1—4) abschließend: A. v. Krane „läßt es an einer ernsthaften Untersuchung ihrer Gründe fehlen und hält leider zwei Gesichtspunkte nicht auseinander, die nur äußerlich zusammenhängen: die persönliche Würdigung der Dulderin und das Urteil über ihre Gesichte in der Brentanoschen Fassung. Vor Jahren hat mir ein sehr bekannter deutscher Bischof erklärt: »Ich bin ein großer Verehrer der Emmerich; aber ich unterscheide zwischen ihr und Brentano.« Das ist der Kernpunkt. Man kann tiefes Mitleid und aufrichtige Verehrung für die Nonne von Dülmen hegen — auch ich neige dazu — und doch andererseits die Zumutung abweisen, aus den Tagebüchern wie aus einer reinen Quelle zu schöpfen. Das hat A. v. Krane nicht erkannt, und das ist der Grundfehler dieses Buches einer dichterisch hochbegabten Dame" (S. 4).

Ueber Brentano orientieren kurz folgende Zeilen (S. 3): „Daß Brentano zwischen gewaltigen und tiefergreifenden Stellen auch mehr oder minder handgreifliche Märchen erzählt, Ungereimtheiten vorträgt, sich selbst widerspricht (die ausschweifende, mittelalterliche Ursula-Legende läßt er von der Emmerich bald ablehnen, bald annehmen), sich Interpolationen gestattet, viele Seiten mit »Visionen« füllt, die man schon vor Jahrhunderten in heidnischen und christlichen Büchern, nicht selten wörtlich lesen konnte, daß er Mißverständnisse und Irrtümer in diese Quellen hineinträgt, daß er in der Einleitung zu seinem schönsten Buch, der Passion, den »Betrachtungen« der E. »auch den mindesten Anspruch auf den Charakter historischer Wahrheit« feierlich abspricht, um ihn an unzähligen anderen Stellen zu behaupten — von all diesen doch recht befremdlichen Dingen lesen wir bei A. v. K. fast kein Wort —, sie läßt »diese Streitfrage auf sich beruhen«." „Die Tatsache, daß von den drei römischen Konsultoren zwei geurteilt haben, die von Br. aufgezeichneten Visionen könnten

für den Seligsprechungsprozeß nicht als authentisch angesehen werden, wird uns vorenthalten."

„Eine wirkliche Biographie, die den gesamten Stoff beherrscht, das Für und Wider sorgfältig prüft, die Tatsachen ermittelt, ist das Buch nicht; eher ein Essay, der mit warmem, dichterisch angehauchtem Gefühl den Gegenstand umfaßt, ohne das Sichere und das Zweifelhafte und Unrichtige, das Geschichtliche und das Legendarische streng zu scheiden" (S. 1).

Der bekannte Literat erklärt, gerade, weil das Buch von einer unserer ersten Erzählerinnen herrühre, habe er sich mit den Mängeln ausführlicher beschäftigen müssen. Der Essay werde bei den anerkannten dichterischen Vorzügen der Verfasserin noch genug gelesen werden. „Frommen Gemütern wird dieses Buch ein lieber Freund sein, und als ein wirksames Mittel erscheinen, um die neuerdings verstärkt auftretenden Bestrebungen für die Seligsprechung der E. zu befördern" (S. 1).

Man tut gut, den Aufsatz im Januarheft der Bücherwelt, die vom Bonner Borromäusverein herausgegeben wird, zu lesen, um das Buch richtig zu würdigen. Die Beatifikation der ehrwürdigen Dienerin Gottes wird man von Herzen begrüßen.

Bücherschau

Festschrift zum 75jährigen Bestehen des St. Hedwig-Krankenhauses Berlin, 1846—1921. 82 S mit zahlreichen Illustrationen.

Sanitätsrat Dr. Bock in Berlin hat die statistische Darstellung auf 60 Seiten mit viel Fleiß und lehrreichen Ergebnissen geboten. Die einleitenden ersten 20 Seiten dürften auf P. Brors S. J., den jahrzehntelangen, treuen Freund des Hauses, zurückgehen. Der ärztliche Fachmann urteilt auf Grund seiner eingesandten Tabellen: „Aus den hohen Zahlen der Verpflegten und Verpflegungstage leuchtet hervor die Fülle der Arbeit und Mühewaltung im wirtschaftlichen Betriebe des Krankenhauses, zumal der Küche und der Wäsche, auf deren beider Vorzüglichkeit der höchste Wert gelegt wird; ebensosehr wie auf peinliche Sauberkeit, Frieden und Ordnung. Wird dann noch erwogen das verständnisvoll sparsame, wo nötig, auch reichliche und freigebige Disponieren über die zur Verfügung stehenden Mittel, dann muß als unübertreffbare Musterleistung gerühmt werden, was von der Leitung des Hedwigkrankenhauses, den Schwestern vom hl. Karl Borromäus, gen. Borromäerinnen, Tag für Tag in den 75 Jahren vollbracht wurde" (24).

In den 75 Jahren wurden aufgenommen 276 002 Personen (159 755 männliche, 116 247 weibliche), davon 95 992 Katholiken, 173 944 Evangelische, 5759 Juden, 244 Griechen und 850 Dissidenten). 224 201 wurden entlassen, 31 245 starben. — Verpflegungstage 9 255 335. — Höchstbestand an Kranken am 8. Mai 1918 mit 225 Zivilisten und 673 Militärs, macht zusammen 898.

„Aus den Zahlen", schreibt Dr. Bock, „ertönt eine herrliche Symphonie von peinlichster Gewissenhaftigkeit, unbedingter Zuverlässigkeit, zarter Rücksichtnahme, barmherziger Liebe, nie ermüdender und sich immer erneuernder Aufopferung der Schwestern, die in der Fürsorge, Pflege und der Betreuung der Kranken das Glück und das Ziel ihres Erdenlebens ersehen, erfüllt in ihrer Weltentsagung von der christlichen, allumfassenden Nächstenliebe." — Den Worten des Arztes erübrigt es sich, etwas hinzuzufügen. — Man greife zu den vornehmen, reich illustrierten Blättern selbst. Trier aber darf stolz darauf sein, daß 560 Borromäerinnen im Laufe der Zeit in Berlin an hochragender Wirkungsstätte katholische Charitas durch ihr Leben und Opfer betätigt haben. — Sogar der köstliche Zug aus der dortigen Rendantur spiegelt Wirklichkeit und erinnerungsvolle Charakteristik wider: „Von unserer verstorbenen Büroschwester

Michaele sagten die Soldaten unseres Lazaretts im Kriege: »Vor keinem im Hause haben wir Angst, nur vor der Schwester Michaele.« Und doch konnte jeder, der es wollte, erfahren, welch' gutes Herz gerade diese Schwester, die 30 Jahre unserm Büro vorstand, für unsere Kranken hatte." Aber sie hatte die Bücher zu führen. Und Zahlen reden eine kalte Sprache; und alles muß exakt sein und glatt aufgehen! Noch vor kurzem las ich wieder einmal lächelnd den Brief, worin sie mir vor bald 20 Jahren als jungem Pfarrer mitteilte, ich könne im Hedwigkrankenhause bei den übrigen geistlichen Herren wohnen — es war ein minimaler Preis, den die edle Mutter Aloysia als Pension festgesetzt hatte —, aber es sei doch Sitte, so lautete der Schlußsatz, daß monatlich die Rechnung beglichen würde. — Und so sah sie auch aus; und es war gut so, sonst hätte die Würdige Mutter Aloysia nicht ihre weitschauende Güte in diesem Maße betätigen können. Der jetzigen Trierer Generaloberin herzlichen Dank! Möge sie den alten Geist voll und ganz der neuen Zeit übermitteln!

Und dem größten Werk christlicher Charitas in Berlin, dem Hedwigkrankenhaus, seinen Aerzten, Schwestern, geistlichen Herren und allen Bewohnern einen treu dankbaren ergebenen, herzlichen Gruß!

Mit dem Psalmisten könnte man sagen: Wenn ich dein, o Sion, vergäße ...

Der hl. Ignatius von Loyola, Stifter der Gesellschaft Jesu. Geistliche Briefe und Unterweisungen. Gesammelt und ins Deutsche übertragen von Otto Karrer S. J., Freiburg. 298 S. 34 Mk., geb. 42 Mk

Ein eigenartiges, bedeutsames Buch, wohl das erste aus der Reihe der bisher erschienenen Bücher für Seelenkultur; ich habe es in einem Zuge gelesen. Erst aus den Briefen ersteht die volle, majestätische Gestalt des großen Spaniers aus der Zeit der ruhmvollen Weltherrschaft seiner Nation, in deren Reiche die Sonne nicht unterging! Und erdumspannend und die Ewigkeit erobernd waren auch die Gedanken, die durch des Meisters Gnade in seiner großen Seele reiften: zuerst die Formung seiner eigenen Heldenseele, dann die Gründung, Schulung und Gruppierung seiner Armee, zuletzt die Kriegs- und Siegeszüge für den König der Herrlichkeit zum Schutz seiner heiligen Kirche und zur Ausbreitung seines Herrschaftsbereiches auf Erden. Scheint es nur so, oder ist's doch Wirklichkeit, daß uns die 65 Briefe des Willenstitanen das schärfste Charakterbild entwerfen? Freilich hat Karrer in meisterhafter Weise die einzelnen Nummern historisch eingeführt und inhaltlich kurz charakterisiert. Wenn man die Briefe zu Ende gelesen — nur 20 Seiten Einleitung bringen Texte aus den Exerzitien und die letzten 10 Seiten enthalten ein Exzerpt des uns erhaltenen Tagebuchs sowie Sinnsprüche —, dann bedauert man, daß der Herausgeber auf seinen umfangreicheren Plan verzichtet hat. Aber aus den 6½ Tausend Briefen des genialen Organisators und Ordensstifters, die in 12 Bänden der Mon. Hist. S. J. in Madrid 1894 ff. veröffentlicht worden sind, dürfen wir vielleicht doch noch eine Fortsetzung erwarten. Es ist gar kein „trockenes Brot", das Karrer geboten, nein, einzigartige, lehrreiche, überaus instruktive, herrliche und heilige Lesung, so ganz Leben und Wirklichkeit, Fleisch und Blut, erhabenste Weisheit und Erfahrung, sicheres Führertum und tiefschauende Seelenkunde, weitblickende Weltkenntnis und umsichtigster Verkehr mit Menschen. Es müßte ein Genuß sein voll unermeßbaren Segens, unseren jungen Klerikern im sogenannten Seminar-Priesterjahr an der Hand mehrerer dieser weisheitsschweren Instruktionen des heiligen Strategen und Diplomaten Gottes an seine ausziehenden Söhne, praktisch und einfach Verhaltungsmaßregeln und goldene, bewährte Klugheitsnormen zu geben für Amtstätigkeit und Verkehr mit aller Welt!

Wir Weltpriester haben kein derartiges „Institutum". Ein schöner Ignatiuskopf nach dem Gemälde Coellos ziert das Buch, das dem glühenden Mystiker und kalten, nüchternen, berechnenden Gottesführer neue Verehrer gewinnt.

Die katholische Moral und ihre Gegner. Von Prälat Professor Dr. Mausbach, Münster. 5. Aufl. 464 u. XVI S. Brosch. Mk. 30,—. Köln, Bachem, 1921.

Das Werk unseres hervorragendsten, derzeitigen Moralapologeten, das erstmalig 1901 als Vereinsschrift der Görresgesellschaft erschien, liegt jetzt in

5. Auflage vor, nachdem kurz nach Beginn des Krieges eine Uebersetzung ins Englische nach der 4. Auflage erschienen war. Eine französische Uebersetzung war schon 1907 herausgekommen. Die äußeren Notwendigkeiten unserer traurigen, wirtschaftlichen Armseligkeit zwangen dazu, die neueste Auflage als unveränderten Abdruck der 4. vorhergehenden herauszugeben. Der Verfasser konnte sich um so leichter damit einverstanden erklären, als bei keinem Kapitel sachliche Aenderungen vorgenommen werden mußten. „Denn an Punkten, wo bestimmte Gegensätze und Spannungen heute tatsächlich ausgeglichen erscheinen, besteht der Ausgleich doch vielfach nur an der Oberfläche; er bedarf jedenfalls noch weiterer grundsätzlicher Vertiefung und Sicherung" (VII). Den so viel und fast zu viel genannten F. Heiler fertigt der hochverdiente Münster'sche Moralprofessor mit der Anmerkung ab: „Wenn ich das vielbesprochene Schriftchen von F. Heiler, „Das Wesen des Katholizismus" unberücksichtigt lasse, so geschieht es darum, weil das, was er gegen die katholische Moralbehandlung sagt, sich völlig im Geleise der hergebrachten, protestantischen Polemik bewegt und in keinem Punkte ein besonderes Wort der Entgegnung verlangt" X, Anm.). Mausbachs einleitendes Kapitel beschäftigt sich mit den Angriffen auf die katholische Moral mit dem Gegensatz der Konfessionen im allgemeinen sowie in Deutschland, dann auch mit den Fragen gegenseitigen Verständnisses, der Toleranz und der Gleichberechtigung. Der 1. Teil des Buches behandelt die Stellung der Kasuistik in der katholischen Moral, sowie kasuistische Einzelfragen (Zweck heiligt die Mittel, VI. Gebot, Eid, innerer Vorbehalt). Der 2. Teil erörtert die katholische Gesamtauffassung der Sittlichkeit und Protestantismus. Der mit allen modernen Fragen wohlvertraute Gelehrte darf überzeugt sein, den Zweck seines Werkes erreicht zu haben, daß der katholische Leser in seiner sittlichen und religiösen Ueberzeugung befestigt und der Andersgläubige über den Geist der kirchlichen Sittenlehre aufgeklärt werde. Wer sich in den neuzeitlichen Moralfragen wissenschaftlich orientieren will, greife zu Mausbachs Moraltheologie.

Trier. Prof. Dr. **Hamm.**

„Die ersten Menschen und Tiere" und **„Abraham, Isaak und Jakob".** Von Micha Joseph bin Gorion. Preis à 2,50 Mk. Literarische Anstalt Rütten u. Loening, Frankfurt a. M.

Diese beiden schmucken Bändchen enthalten reizvolle und in manchen Stücken lehrreiche jüdische Sagen von der Urzeit und jüdische Patriarchengeschichten, die je einen Auszug bilden aus dem ersten und zweiten Teile des Werkes „Sagen der Juden".

Die Pentateuchfrage (Bibl. Zeitfragen, 10. Folge, Heft 1/3). Von J. Nikel. Münster i. W., Aschendorffsche Verlagsbuchhandlung, 1921.

Diese Schrift ist vorzüglich geeignet, den Leser im Rahmen der „Biblischen Zeitfragen" mit dem Wesen und Stande der Pentateuchfrage bekannt zu machen. Auf der einen Seite hat der Verfasser die von der Kirche gegebenen Richtlinien scharf im Auge, auf der andern Seite anerkennt er aber auch sehr wohl das Wertvolle und Dauerhafte, das die gläubige wie auch die vernünftlerische Forschung der Neuzeit erarbeitet hat. Was Nikel nach sorgfältiger Prüfung des Beweisstoffes und vorsichtiger Fassung des Ausdruckes über die Entstehung der fünf Bücher Moses sagt, bedeutet einen erfreulichen Fortschritt auf katholischer Seite, beleuchtet aber ebenso grell die noch zu lösenden Pentateuchrätsel. Während in anderen Schulen, wie Kaulen-Hoberg und Graf-Wellhausen, die Pentateuchfrage auf totem Geleise festgefahren ist, bewegt sie sich bei Nikel auf offenen Schienen vorwärts, wenn auch, der Schwierigkeit der Sache entsprechend, in Schnecken-Tempo. Seine Schrift sei sehr empfohlen.

Trier. **Prof.** Dr. **Theis.**

Die Behandlung katholischer deutscher Kirchenlieder. Lehrbeispiele und Unterrichtsentwürfe. 2. und 3. Aufl. Herausgeg. von Schulrat Msgr. Dr. Rensing. 8°. 154 Seiten. Preis 18 Mk. Köln, Verlag und Druck von J. P. Bachem.

Ein wertvolles Buch für alle Religionslehrer. Es bietet die beste Handhabe zur Einführung der Schüler in den Geist der Kirchenlieder. Wie wichtig für alle Schulen! Das sind Belehrungen fürs ganze Leben, für alle, die im Gottesdienst gern die Kirchenlieder mitsingen.

Das gelbe Glückwunschbuch. Glückwunschgedichte und Festdeklamationen für Familie und Schule. Herausgegeben von Emil Ritter. 12°. 214 S. Preis geb. 7,50 Mk. M.-Gladbach, Volksvereinsverlag.

Jeder „dichtet" ja eigentlich „für den Hausgebrauch" meist selbst. Hier aber wird er in ausgiebigstem Maße dieser Mühe überhoben. Für alle Festgelegenheiten wird große Auswahl geboten. Und dabei durchweg recht passende und — das sei besonders hervorgehoben — sehr gute Gedichte. Es sei nur noch betont, daß unsere besten Dichter wie Uhland, Schiller, Max von Schenckendorf, Rückert u. a. zu Worte kommen.

Stiftspropst Dr. Franz Kaufmann (1862—1920). Ein Lebensbild, vornehmlich nach seinen Briefen entworfen von Ludwig Freiherrn von Pastor 8°. 78 S. Preis brosch. 12 Mk. Freiburg, Herder, 1921.

Kaufmann war eine Zierde des rheinischen Klerus. Als Lehrer, als Seelsorger und als Abgeordneter im Landtag hat er in hervorragendem Maße seinen Mann gestellt. Viele, die ihn kannten, werden gern zu diesem Schriftchen greifen, um sich an dem Eifer dieses seltenen Menschen und Priesters zu erbauen.

Trier. Prof. Dr. **Baldus.**

Runen des Lebens. Geschichten und Gestalten aus alter und neuer Zeit. Aus Erzählungen und Legenden des Viktor Delaporte S. J. ausgewählt und bearbeitet von Bernard Arens S. J. Dritte und vierte Auflage mit Buchschmuck von Margaret Schneider-Reichel. 159 Seiten 8°. Pappband. Herder, Freiburg, 1921.

Dreiundzwanzig sinnige Erzählungen hat der aus der Missionsliteratur bekannte Verfasser unter diesem seltsamen Titel ausgegeben. Ein Buch für gebildete, nachdenkliche Leser. Hinter fein stilisiertem Gewand birgt sich tiefe und echte Lebensweisheit. Sie aus der Lektüre zu gewinnen, lädt uns das ernste, durchfurchte Antlitz des Titelbildes ein.

Betrachtungen über die hl. Messe für Priester und Laien. Von Karl Platzweg S. J. Dritte Auflage, durchgesehen und gekürzt von A. Perger S. J. 500 Seiten. Broschiert 6,60 Mk. Paderborn, Junfermannsche Buchhandlung, 1920.

Platzweg's dreiundfünfzig „Betrachtungen" über Alter und Meßliturgie sind Predigten voll reicher, freilich nicht allegorischer Schriftverwertung. Gegenüber der historisch-liturgischen Deutung, die fast vollständig fehlt, steht die symbolisch-asketische Auswertung durchaus im Vordergrunde. Dafür mag das Buch dem praktischen Seelsorger als Fundgrube dienen.

Das Neue Testament. Uebersetzt und erläutert von P. Konstantin Rösch O. M. Cap. 597 Seiten. Zwei Karten, Pappband, 28,— Mk. einschließl. Teuerungszuschlag. Paderborn, Ferdinand Schöningh, 1921.

Die Ausgabe des Neuen Testaments nimmt unter den bisher erschienenen mit die erste Stelle ein. 1. Der Text ist reich gegliedert und übersichtlich angeordnet, Kapitel und Verszahl sind am äußeren Rande vermerkt, die Parallelstellen bei den Synoptikern finden ihre Stelle unter dem Text. Kurze Inhaltsgaben über den einzelnen Abschnitten ermöglichen einen schnellen Ueberblick über Aufbau, Inhalt und Eigenart des einzelnen Buches oder Briefes. 2. Kurze, praktische Einführungen und knappe, auf ein weises Maß beschränkte Anmerkungen erleichtern das Verständnis, besonders sei hingewiesen auf die allgemeine Einleitung zu den paulinischen Briefen. Dem ganzen ist ein ausführliches, brauchbares Register beigegeben. 3. Die Uebersetzung, der der Text Nestles zugrunde gelegt ist, ist mehr als die bisherigen Uebersetzungen deutschem Sprachempfinden angepaßt, sorgfältig bis ins einzelne

geseilt und liest sich flott. Bei einer Neuauflage wird wohl Vogels verbesserte Textausgabe auch für die Evangelien und Apostelgeschichte herangezogen werden. 4. Der Ausstattung des Buches ist der Preis angemessen. Bei etwas *solideremEinband* kann man die Einführung dieser Ausgabe auf der Oberstufe unserer höhern Schulen begrüßen.

Sollte der rührige Verlag nicht einen talentvollen, modernen Künstler finden, der für eine *größere* Ausgabe auf den Familientisch des katholischen Hauses, Buchschmuck und würdiger Illustrationen (vielleicht in Schwarzweißkunst) besorgte? Freilich müßte Papier und Einband der Sache würdig sein. Diese Ausgabe würde dem Wunsche des Hl. Vaters Benedikt, den er in seiner Hieronymus-Enzyklika „Spiritus Sanctus" vom 15. Sept. 1920 ausgesprochen hat, „in jeder katholischen Familie möchten wenigstens die vier Evangelien und die Apostelgeschichte vorhanden sein", entsprechen.

Trier. Pfarrer **J. J. Roschel.**

Alte Quellen neuer Kraft. Gesammelte Aufsätze. Von Dr. *Ildefons Herwegen*. VIII u. 208 S. Geb. Mk. 18,—. Schwann, Düsseldorf, 1920.

Abt Ildefons erweist sich in diesem Buch als echten „patremfamilias, qui profert de thesauro suo nova et vetera". Nova, denn die tiefen Gedanken über „Liturgie und Persönlichkeit" sind hier zum erstenmal weiteren Kreisen zugänglich gemacht. Vetera in dem Sinne, daß die meisten Abhandlungen bisher in verschiedenen Zeitschriften- und Festschriften zerstreut waren; nicht in dem Sinne, als seien es altgewordene Inventarstücke. Solche Gedanken bleiben immer lebensfrisch und erquickend wie Quellwasser.

Der Verfasser hat in den weihevollen Stunden des liturgischen Dienstes (I. Aus dem Chore, S. 3—114) und in stiller Geistesarbeit (II. Aus der Zelle, S. 117—208) selbst aus den alten Quellen der Liturgie und des klösterlichen Lebens getrunken, die keine andern sind als die Quellen des Heilandes. Inniges Verständnis für die Not unserer Zeit, deren fieternden Pulsschlag Abt Herwegen in der Abgeschiedenheit von Maria-Laach deutlicher wahrnimmt, als manche, die mitten im lärmenden Alltag stehen, hat ihn dann angetrieben, auch für andere aus diesen Quellen zu schöpfen Er reicht den stärkenden Trunk in der feingeschliffenen Schale einer edlen Sprache. Das Buch ist dem Oberhirten der Trierer Diözese zum 80. Geburtstage gewidmet, eine Gabe, die nach Inhalt und Form vollendet ist und beiden zur Ehre gereicht, dem Spender und Empfänger.

Trier. Dr. **Ketter.**

Gottesliebe. Das Buch des hl. Bernard von Clairvaux über die Liebe Gottes. Uebersetzt und erläutert von Dr. *Joh. Honnef*, Pfarrer. 92 Seiten. Mk. 4,50. Wuppertaler Druckerei, A.-G., Elberfeld.

Die Schrift des doctor melifluus über die Liebe Gottes ist nach Inhalt und Form über jedes Lob erhaben und ganz geeignet, auch in unserer Zeit zu innerer Einkehr und übernatürlicher Lebensführung zu mahnen Die Uebersetzung schließt sich dem deutschen Sprach-Idiom gut an. Das Büchlein verdient überall verbreitet, gelesen und zut Betrachtung verwendet zu werden.

Das Buch der Weisheit, übersetzt, eingeleitet und erklärt von E. *Dimmler*. 178 S. Preis Mk. 10,—. M.-Gladbach. Volksvereinsverlag.

Der verdienstvolle Volksverein hat mit dieser Ausgabe einen neuen Beweis seines Eifers für die Sache der Volkserneuerung gegeben. Die Grundsätze der „Salomonischen Weisheit" sind für unsere Zeit überaus praktisch; wir sind in der Tat in ähnlicher Lage wie die Juden der letzten vorchristlichen Zeit, in der das Buch entstanden ist. Möge die gut gearbeitete Uebersetzung und Erklärung im Verein mit dem verhältnismäßig billigen Preis der Ausgabe weiteste Verbreitung verschaffen!

Jesus Christus. Apologie seiner Messianität und Gottheit gegenüber der neuesten ungläubigen Jesu-Forschung. Von P. *Hilarin Felder* O. M. Cap.. Erster Band: Das Bewußtsein Jesu. 2. Aufl. 522 Seiten. Mk. 30,— Paderborn, Schöningh.

Es ist eine sehr dankenswerte und auch in sich lohnende Aufgabe, die moderne „Jesu-Forschung" der Protestanten und Ungläubigen mit ihren eigenen Waffen zu überwinden. Auf rein historischem Boden geschlagen, geht der Unglaube dazu über, einen Gegensatz zwischen dem Glauben der Erstlingskirche und dem Bewußtsein Jesu von seiner Würde und Aufgabe herauszukonstruieren. Da es Wunder und Weissagungen nicht geben darf, müssen die im übrigen echten Schriften des Neuen Testamentes so lange ausgelegt und erklärt werden, bis ein Christentum ohne Christus herauskommt. Wir können natürlich dem Verfasser nicht auf seinen kritischen Untersuchungen im einzelnen folgen, freuen uns aber, konstatiert zu sehen, daß gerade nach den neuesten Resultaten die Wahrheit und Echtheit der neutestamentlichen Schriften sicherer feststeht, als je. — Der Beweis, daß Christus selbst an seine Messianität und Gottheit glaubte und danach handelte, ist mit überzeugendster Klarheit erbracht. Die Gegenüberstellung zwischen dem verzerrt nationalistischen Messiasbild der Pharisäer und der wahren Darstellung aus den Weissagungen der Propheten sowie aus den Evangelien wirkt geradezu überwältigend. Eine treffendere Erklärung und Auslegung des Titels „Menschensohn", den der Heiland sich ausschließlich beilegt (gegenüber dem volkstümlichen „Sohn Davids"), wird man nicht finden. Am besten scheinen die Fragen nach dem Messiasbewußtsein Jesu und nach seiner physischen Gottessohnschaft gelöst, gegenüber dem modernen Kritizismus, der hier sich in die krassesten Widersprüche verwickelt. — Für Studienzwecke und für die Interessen einer gesunden Apologie ist das Werk sehr zu empfehlen.

Die Hymnen des Breviers nebst den Sequenzen des Missale übersetzt und kurz erklärt von Dr. A. Schulte, früher Professor am Bischöfl. Klerikalseminar in Pelplin. 4. Auflage. XII u 309 S. Mk. 14,— mit 40% Aufschlag. Paderborn, Schöningh, 1920.

Ein sehr praktisches Buch! Die Hymnen werden nach dem jetzt gebräuchlichen Text übersetzt, wie ihn die Jesuiten im 17. Jahrhundert „verbessert" haben. Die ursprünglichen Lesarten sind aber immer beigezogen. Die neuesten Untersuchungen, z. B. über den Ursprung des „Te Deum", werden berücksichtigt. Zum Gebrauch in Seminarien, Klöstern, auch als Nachschlagewerk ist das Buch sehr geeignet.

Glaube und Glaubenswissenschaft im Katholizismus. Akademische Antrittsrede von Dr. Karl Adam, Professor an der Universität Tübingen. 27 S. Mk. 2,60. Rottenburg, Verlag Bader, 1920.

Eine kleine, aber sehr inhaltreiche Schrift über die grundlegende Frage von der Natur des Heilglaubens, die „noch heute als die eigentliche crux theologorum gilt". Sowohl von der theoretischen als praktischen Seite wird die Frage gründlich gelöst, soweit die Natur jedes übernatürlichen Aktes, also hier des ersten Heilsaktes, eine Lösung zuläßt.

Rüdesheim, Abtei Hildegardis. P. **Raphael Weppelmann** O. S. B.

Alt-Trier. Eine künstlerische Bilderfolge mit Vorwort und Einleitung. Von Stadtbibliothekar Prof. Dr. Kentenich. Verlag von Jak. Lintz, Trier.

In einem stattlichen Querfolio-Album werden in bunter Folge 110 Abbildungen aus dem alten Trier vorgeführt, die zumeist von Künstlern herstammen, die mit Pinsel und Stift die landschaftlichen und architektonischen Schönheiten im Trierer Stadtgebiet und der nächsten Umgebung festgehalten haben. Das Vorwort des Verfassers hebt die eigenartige Schönheit Triers hervor und macht mit den Künstlern bekannt, die mit ihren Bildern uns beschenkt haben. Aus der Fülle des Materials ist dann in der Bilderfolge das Beste ausgewählt. Eine besondere Einleitung schildert den Werdegang des alten Trier an Hand der Tafeln, die in einem Verzeichnis am Schluß nochmals aufgeführt und besprochen sind.

Das Ganze bildet eine vornehme Gabe, die den Freund der Heimat nicht bloß vorübergehend erfreuen wird.

Gott und die Wahrheit. Lebensbild der Konvertitin Agnes, Freifrau von Herman, geb. Retberg-Wettbergen. Von P. M. Stanisla Steven O. S. B. 130 Seiten Text. Preis Mk. 5,—. Verlag von Herder, Freiburg.

An von Konvertitinnen selbst geschriebenen Lebensbildern ist die neueste Zeit nicht arm. Die Mitteilungen der M. Scharlau und das „Gehe hin und künde" der Helene Most haben großen Anklang gefunden. Ebenbürtig stellt sich diesen das Konvertitenbild einer hochgestellten bayerischen Dame an die Seite, das ihr Seelenleiter P. Steven aus schriftlichen Notizen und persönlichem Umgang entwerfen konnte. Das Geleitwort von Abt Laurentius Zeller von Seckau würdigt in kurzen Strichen den edlen Charakter und die Beziehungen der im Jahre 1913 als Oblatin des hl. Benedikt gestorbenen Konvertitin. Die lebenswarme Darstellung zeigt ein ungewöhnliches Geschick, das allen Hindernissen zum Trotz im Frieden der Kirche mündet.

Tr. **P. W.**

Beiträge zur Geschichte des Kölner Dominikanerklosters. Von P. Gabriel M. Löhr O. P. Leipzig, Harrassowitz.

In dem Jahre 1921 (6. August) beging der Dominikanerorden das 7. Zentenarium des Todesjahres seines Ordensstifters. Ebenfalls waren es in diesem Jahre 700 Jahre, daß der Dominikanerorden mit der Stadt Köln in Verbindung trat; denn bereits im Jahre 1221, also im Todesjahre des hl. Dominikus, gründeten die Dominikaner in Köln eine Niederlassung. Da nach der Absicht des Stifters sein Orden der Abwehr des Unglaubens und der Verteidigung der christlichen Wahrheit durch Wissenschaft und Predigt dienen sollte, so lag es in der Natur der Sache, daß St. Dominikus seine Söhne in die Hochstätten des geistigen Lebens sandte. Paris und Bologna, die bedeutendsten Hochschulen im 13. Jahrhundert, sahen die ersten Ordensniederlassungen.

Diese beiden Zentralstätten der Wissenschaft wurden auch als Mittelpunkt der neuen Ordensgründung angesehen, sodaß die in der ersten Ordenszeit noch alljährlich abgehaltenen Ordenskapitel nach festgesetzter Bestimmung abwechselnd in beiden Städten abgehalten wurden. Köln stand zu Beginn des 13. Jahrhunderts mit Paris in engem wissenschaftlichen Verkehr, und so war es natürlich, daß bei einem Uebergreifen des Ordens nach Deutschland Köln als eine der ersten Niederlassungen in Frage kam.

Der gewaltige Komplex, wo jetzt die Hauptpost steht, war ehemals Ordensgut, zwar nicht mit einem Male, sondern erst im Laufe der Jahre nach und nach in den Besitz des Ordens gelangt. Die ersten Dominikaner, die nach Köln kamen, bezogen das Magdalenenhospital in der Stolkgasse, das vom Stifte des hl. Andreas den Patres in hochherziger Weise zur Verfügung gestellt wurde. Bereits im Jahre 1224 erwarben die Patres zu ihren Besitz ein Haus an der heutigen Straße „An den Dominikanern", wo bald ein Tor für den eigenen Klosterfriedhof angelegt wurde. Das Magdalenenhospital mit seiner kleinen Kapelle reichte bei der ausgedehnten Tätigkeit, die die Patres bald entfalteten, bei weitem nicht aus, so daß schon in den ersten Jahren mit dem Bau eines eigenen Klosters und einer großen Kirche begonnen wurde. Die Gründung erhielt den Namen Conventus Sae Crucis, Konvent zum hl. Kreuze, welche Bezeichnung auch die neue Niederlassung der Dominikaner in Köln trägt.

Zum 7. Zentenarium des Kölner Dominikanerklosters beschenkt uns Pater Gabriel Löhr O. P. mit einer Publikation in den von Paul von Loë O. P. ins Leben gerufenen „Quellen und Forschungen zur Geschichte des Dominikanerordens in Deutschland".

Beiträge zur Geschichte des Kölner Klosters nennt sie der Verfasser. Eine vollständige Geschichte des Konventes zu schreiben, ist augenblicklich kaum möglich, da die Quellen zu sparsam fließen. Ausführliche Darstellungen über das Kloster fehlen ganz.

Von der alten Bibliothek ist kaum mehr etwas vorhanden, auch sicher früher vorhandene Chroniken sind verschwunden — von dem Klosterarchiv sind nur traurige Reste auf uns gekommen. In verschiedenen Archiven, namentlich im Kölner Stadtarchiv und im Düsseldorfer Staatsarchiv, sowie in den Kölner

Pfarrarchiven, besonders in den von St. Kolumba hat Verfasser reiches Material zu Tage gefördert. So ist aus diesen Quellen und den alten Kölner Grundbüchern, auch Schreinsbücher genannt, ein überaus interessantes Bild von der Gründung des Klosters und seiner Entwickelung bis ungefähr 1500 zustande gekommen. Was wir hier alles erfahren über Gründung, Besitz, Renten und Leibrenten, ferner über die Insassen des Klosters, ihre soziale Herkunft — eine große Anzahl der Klosterinsassen ging aus den alten eingesessenen Geschlechtern hervor —, über ihre Tätigkeit in der Seelsorge und als Beichtväter der verschiedenen Beginenkonvente, dann über ihren langwierigen Streit mit der Stadt Köln, der sie schließlich in die Verbannung führte — all das bietet soviel des Neuen und Interessanten, daß die Schrift nicht nur für den Fachgelehrten, sondern für jeden Theologen eine Quelle wissenschaftlicher Bereicherung und geistigen Genusses ist.

Venlo (Holland). P. **Severinus M. Kleinenbroich**, O. P.

Der Meßnerdienst. Von Karl Otto Metzler, Pfarrer in Oberschöneberg, Diözese Augsburg. Verlag von J. Keller & Co., A.-G., Dillingen a. d. Donau.

An brauchbaren Anleitungen für den Küsterdienst ist eigentlich kein Mangel. Gleichwohl hat Pfarrer Metzler mit Recht sich zur Herausgabe eines neuen Mesnerbuches entschlossen, weil der Umschwung der politischen Verhältnisse große Rückwirkungen auf die Mesnerstellen hatte.

Die Fassung der Metzlerschen Anleitung ist demnach auch dem einfachsten Landküster verständlich und doch so, daß so ziemlich alles geboten wird, was einem guten Küster notwendig ist. Das Büchlein ist zwar vorwiegend auf süddeutsche Verhältnisse zugeschnitten, aber doch so, daß die allgemeinen Erörterungen für alle Diözesen Deutschlands und Deutsch-Oesterreichs wie der Schweiz eine ganz brauchbare Küsteranweisung darstellen. Der Fremdwörteranhang aus dem kirchlichen Sprachbereich dürfte den Küstern willkommen sein. Das Konopaeum, das in Deutschland seltener zu finden ist, ist ein äußerer (nicht innerer) Tabernakelbehang.

Ein Staatsbürgerbüchlein auf Grund unserer Reichsverfassung für Schule und Haus von A. Mackes. 4,50 Mk. Volksvereinsverlag M.Gladbach, 1921.

Eine methodisch ausgezeichnete Staatsbürgerkunde gibt uns Anton Mackes auf 96 Seiten. Einige Kleinigkeiten nur sind zu berichtigen (S. 75 betr. Besetzung kirchlicher Aemter; S. 80 100 fr. = 81 Mk., nicht 160; die Ausführungen über Zünfte und Wirtschaftsfreiheit auf Seite 80, über Wohnungsmaßnahmen Seite 83). Die klare und anschauliche Darstellung meistert auch die trockensten Stoffe.

Trier. Bistumssekretär **Kammer.**

Gotteslob. Nach alten Psalmengebeten im Anschluß an das Brevier des Priesters bearbeitet von P. Gabriel Schmidt, Franziskaner. — Geschmackvoll gebunden 27 Mark. Butzon & Bercker, Kevelaer.

Das vorliegende Gebetbuch ist ein „Laienbrevier" im eigentlichsten Sinne des Wortes. Es ist das kirchliche Offizium, nur verkürzt und teilweise bloß dem Inhalt nach wiedergegeben. Da fehlt weder das „Aperi" noch das „ Sacrosanctae". Die einzelnen Horen sind genau wie die des Breviers gebaut: Sie sind eingeleitet durch „Vater unser", „Gegrüßet" (bezw. auch „Ich glaube"), beginnen mit „Herr, eile, mir zu helfen" usw., enthalten Psalm, Kapitel, Vers, Oration; auch Benedictus, Magnificat, Nunc dimittis finden sich an ihrer Stelle. — Die Gesamtteilung ist wieder die des Breviers: Ordinarium, Psalterium, Proprium de tempore, de sanctis sind die Hauptteile — nur verdeutscht und dem Verständnis des Volkes angepaßt. — Laien, die sich für das Breviergebet interessieren und gerne dem Gebete der Priester sich anschließen möchten, kann das Büchlein bestens empfohlen werden. E. F.

Die katholische Hebamme im Dienste der Seelsorge, von Dr. W. Burger, Stadtpfarrer in Freiburg i. B. Preis 1,80 Mk. Verlag von Herder.

Ein kleines, aber ein äußerst zeitgemäßes Büchlein, dem man eine wirkliche Massenverbreitung wünschen möchte. Der Verfasser hat recht: „oft wird die Hebamme in die Lage kommen, Seelsorger und Priester ersetzen zu müssen", und was sie für diesen wichtigen Beruf wissen muß, das sagt er ihr in drei Abschnitten: die Hebamme als Beraterin der Mutter, als Spenderin der Nottaufe, als Begleiterin zur feierlichen Taufe. Jeder Pfarrer muß unbedingt dieses vorzügliche Schriftchen den an Ort und Stelle tätigen Hebammen in die Hände spielen, er erleichtert sich damit bedeutend seine Tätigkeit im Beichtstuhle.

Die Lungentuberkulose, der reiferen deutschen Jugend zur Aufklärung und zur Warnung geschrieben von Dr. Karl Monar. Preis 2 Mark. Verlag des Verbandes der kathol. Jünglingsvereinigungen Deutschlands, Düsseldorf.

Auch dieses Büchlein erscheint gerade jetzt von erhöhtem Wert, wo ein großer Teil der deutschen Jugend unter den Nachwirkungen des Krieges an der Tuberkulose dahinsiecht. In Schule und Haus müßten seine Belehrungen über Entstehung und Verlauf der Krankheit studiert und seine praktischen Winke über Lebenshaltung, Körperpflege und Berufswahl gewissenhaft befolgt werden. Manches jugendliche Opfer könnte dem furchtbaren Feind noch rechtzeitig entrissen werden, wenn insbesondere Eltern, Lehrer und Erzieher im Geiste dieses nützlichen Schriftchens über das leibliche Wohl der ihnen anvertrauten Jugend wachen.

Trier. Religionslehrer Dr. **Wickert.**

Das Wesen des Katholizismus. Grundsätzliches zu Friedrich Heilers gleichnamiger Schrift. Von D. Feuling O. S. B. 49 S. Verlag der Beuroner Kunstschule, Beuron (Hohz.). 1920.

Professor Heiler war früher Katholik, verstrickte sich aber in den Modernismus und trat schließlich zum Luthertum über, das ihn jedoch nicht befriedigt. Er wünscht es vielmehr mit katholischen Zügen zu bereichern, in seinen Reden preist er immer wieder so manche Seite des Katholizismus, aber sein Wesen hat er verkannt. Das weist in trefflichen Ausführungen dieses Schriftchen nach.

Limburg (Lahn), Missionshaus. Dr. **Franz X. Hecht,** P. S. M.

* * *

Mediteris tu, qui mendaciter et fallaciter gloriaris et iactaris de „omnibus regnis mundi et gloria eorum" (Mt. 4. 8, 9), mediteris tempore quadragesimali solummodo haec tria puncta: I Ecce appropinquavit, qui me tradet . . . ecce Iudas, unus de duodecim venit, et cum eo turba multa cum gladiis et fustibus, missi a principibus sacerdotum et senioribus populi. Qui autem tradidit eum, dedit illis signum dicens: Quemcumque osculatus fuero, ipse est, tenete eum. Et confestim accedens ad Iesum, dixit: Ave, Rabbi. Et osculatus est eum. Dixitque illi Iesus: Amice, ad quid venisti? (Mt. 26 46—50). — II Adhuc eo loquente ecce turba: et qui vocabatur Iudas, unus de duodecim, antecedebat eos: et appropinquavit Iesu, ut oscularetur eum. Iesus autem dixit illi: Iuda, osculo filium hominis tradis? (Lc. 22 47—48). — III Sciebat autem et Iudas, qui tradebat eum, locum: quia frequenter Iesus convenerat illuc cum discipulis suis. Iudas ergo cum accepisset cohortem, et a Pontificibus et Pharisaeis ministros, venit illuc cum laternis et facibus et armis. Iesus itaque sciens omnia, quae ventura erant super eum, processit et dixit eis: Quem quaeritis? . . Stabat autem et Iudas, qui tradebat eum, cum ipsis. (Io. 18 2—5) cf. 6 71—72: Respondit eis Iesus: Nonne ego vos duodecim elegi: et ex vobis unus diabolus est? Dicebat autem Iudam Simonis Iscariotem: hic enim erat traditurus eum, cum esset unus ex duodecim . . .